Land und Volk

Die Herrin der Mainau

Als Hug von Langenstein ins heilige Land zog, den Erbfeind der Christenheit zu bekämpfen, ließ er kein großes Vätererbe, doch eine holde Braut daheim: Liebgart von Bodman, das letzte Kind eines alten Geschlechts und Herrin der wonnesamen Insel Mainau im Bodensee. Im blumen- und liederreichen Maimond war er von ihr geschieden und über die Alpen gen Venedig geritten und dann nach Akkon gefahren. Und bald trug ein Berberhengst den Kühnen als Streitgenoß des Deutschen Ritterordens in Schlacht und Gewühl, und sein scharfes Schwert leerte manchen Türkensattel, bis ein tückischer Wurfstrick ihn aus dem Sattel riß. Da wurde er gefangen und mit schweren Wunden, die er in dem Streit empfing, in einen dunkeln Heidenturm gelegt, darin er nach Monden wohl seiner Wunden genas, doch in der dunkeln Zukunft keine Hoffnung auf Freiheit und Heimkehr leuchten sah.

Derweil waren seine Fahrtgenossen von dem heißumstrittenen Strande Syriens wieder heimgesegelt, und als im andern Mai das Eiland im Bodensee im Duft der Blüten und der Reben lag, stieß vor der Burg der Herrin ein Schifflein auf den Sand, und ein Bote schritt hinauf, der trug ihr keinen Gruß von dem Geliebten zu, aber die Kunde, daß er nach kühnem Streit von den Türken gefangen sei. Da weinte sie bittere Tränen über sein Unglück und das ihre und lebte fortan in einem schmerzlichen, doch nicht hoffnungslosen Gedenken; denn mancher schon, den gleiches Schicksal traf, war nach langen Leiden doch entronnen und heimgekehrt. So wollte sie in Treuen seiner harren und wies jeden Freier ab, den der Ruf ihrer Schönheit zu ihr führte. Ihr starkes Herz fand seine Ruhe im Gebet, das sie zu jeder Zeit und Stunde für die Freiheit des Geliebten Gott darbrachte, und so stark war die Inbrunst ihres Flehens, daß es endlich Erhörung fand.

In der Dunkelheit seines Kerkers hatte Hug von Langenberg einen Traum: er sah Turm und Tor weit offen, sah die himmlischen Sterne über der Wüste leuchten und hörte eine Stimme sprechen: „Wenn du dein Leben Gott opferst und gelobest, ein Bruder der Deutschen Herren zu werden, wirst du die Freiheit

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

erlangen." In der schmerzlichen Sehnsucht nach der süßen Heimat gab er sich da im Traum dem Herrn hin mit einem teuern Eid. Als er mit dem Morgen erwachte, sah er seinen Kerker offen, ging hinaus und fand Turm und Burg von den Türken verlassen und nichts Lebendiges als einen alten Klepper, der einsam an seiner Krippe stand. Da dankte er dem Herrn aus tiefem Herzen und ritt in die Wüste; und die freundlichen Sterne zeigten ihm den Weg zur Küste. Hier fand er bald ein Christenschiff, das ihn übers Meer nach Italien trug, und im Frühjahr zog er über die Alpen und kam nach langen Jahren wieder an den Bodensee.

Als der Flieder blühte und alle Vöglein sangen, stand er im leichten Kahn und sah die grünen Ufer der Mainau vorübergleiten und die Burg der Geliebten aus den Wipfeln ragen. Doch eingedenk des Eides, den er in tiefer Not geschworen, zwang er sein Herz und trieb den Kahn vorbei und weiter bis zu einer Burg der Deutschherren. Da trat er vor den Komtur und bat um das Kleid des Ordens. Und als er vor dem heiligen Altar seinen Schwur erneut und den Mantel mit dem Kreuz als Kleid fürs ganze Leben empfangen hatte, sandte er zur Mainau einen Bruder als Boten, daß er der Braut verkünde, wie er die Welt abgeschworen und sein Leben Gott geweiht habe und dem Kampf für den heiligen Christenglauben, so daß sie ihrer Treue ledig sei. Von dem Schmerz und der Klage Liebgarts weiß die Sage nichts zu berichten. Sie hat süßen Trost darin gefunden, daß sie den Geliebten, dem sie ihre Treue gewahrt hatte, gesund und frei in der Heimat wußte; ihr Gut und Leben sollte ihm auch ferner dienen. Nach kurzen Tagen hieß sie ein Schifflein rüsten, fuhr zu Land und ritt mit einem treuen Knecht gen Mergentheim am Tauber, wo in hochgetürmtem Schloß des Deutschen Ordens Meister wohnte. Sie trat vor ihn und bat, ihr ganzes Hab und Gut, die Mainau mit der starken Burg, als Gabe für den Orden hinzunehmen. Doch möchte er den Bruder Hug von Langenberg als Komtur des Ordens dorthin senden. Ihre Bitte wurde erfüllt: Hug von Langenberg ward Burgherr auf der Mainau und Pfleger ihrer blütenreichen Gärten und Weinberge; sein Leben gehörte dem Dienst des Ordens, aber sein Herz hat die Geliebte nie vergessen, obgleich weder er noch sonst einer je erfuhr, in welchem stillen Kloster Liebgart ihre Tränen und Gebete dem Herrn für

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den fernen Geliebten dargebracht hat. Die Treue, die beide wohl bewährten, hat ihre himmlische Krone empfangen aus der Hand des Herrn, dem sie ihr Erdenglück zum Opfer brachten.

Der arme Spielmann

Vor vielen Jahren ging zu Mainz ein alter Spielmann durch die Gassen. Der trug die Geige unterm Arm und getraute sich nicht, sie ans Kinn zu heben und vor den Türen zu geigen. Denn er war alt und seine Arme waren zitterig und schwach geworden, so daß die Weisen, die er noch zu spielen vermochte, vor seinen eigenen Ohren nicht vergnüglich klangen, weshalb er wohl denken konnte, daß darauf kein junges Volk zu Tanze springen und nachher eine Münze ihm in den Hut werfen würde.

Nun litt er schon lange Hunger und andere Not; aber betteln vor den Türen und Bänken, das mochte er nicht in seinem Spielmannsstolz. Einmal schritt er den Rhein entlang durchs Marktgewühl und kam vor die offene Tür der Kapelle Unser lieben Frauen, die da, nicht weit vom Markt, am Rheine lag. Er trat hinein und wußte selber kaum, warum und wie es ihm geschah, daß er im Angesicht des gnadenvollen Bildes die Geige hob und vor der Himmelskönigin seine besten Weisen spielte, bis ihm Leid und Trauer in der Brust zu stiller Wehmut schmolzen und zu der demütigen Bitte, sie möge ihn, den keine Erdenlust mehr lockte, zu Frieden auf in ihren Himmel nehmen. Das kam zuletzt über seine Lippen als ein Gebet, das so zu den Tönen seiner Geige sang, worauf er, mit süßem Trost im Herzen, vor dem Bilde in die Knie sank und in die alten Hände weinte.

Als er endlich aufstand und, weil er gehen wollte, die Augen grüßend zu dem Bilde hob, sah er die Gottesmutter unter ihrer Krone mit Mund und Augen auf sich niederlächeln, wie ihm in seinen jungen Tagen wohl manche holde Frau gelächelt, der er sein Lied erboten hatte. So lächelte jetzt das Bild, und es geschah dem Alten kaum zum Wunder, daß es den einen Fuß erhob und seinen goldenen Schuh vor seine Füße fallen ließ. Er hob ihn auf, wie er so manche Gabe aufgehoben hatte, barg ihn unter dem Gewand und ging die Stadt hinein zu einem Goldschmied, dem er den Schuh zum Kaufe bot. Dem Händler schien es nicht geheuer, daß ein verlumpter Spielmann solchen Schuh

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zu eigen habe. Er hieß ihn in der Bude warten und ließ den Häscher rufen, der lachte über die Geschichte, die der erschrockene Alte erzählte, faßte ihn mit derben Fäusten und führte ihn gleich in den Turm.

Am andern Tag fand das Gericht, hier wäre nicht allein offener Diebstahl, sondern auch ein Frevel an dem Heiligtum, ein Kirchenraub zu strafen, weshalb sie den Spielmann an den Galgen schickten. Der Büttel kam mit seinen Knechten, sie führten ihn von der Rathauslaube gleich den Rhein entlang, wo die Gaffer in Haufen standen und ihre Augen und Zungen an seinem Unglück letzten. Und als der Zug vor die Kapelle Unser lieben Frauen kam, dachte der Spielmann des seligen Glücks, das ihn an dieser Stelle gestern überströmt hatte im Lächeln der Gottesmutter. Er bat den Büttel, daß er ihm erlaube einzutreten und vor dem Bilde seine letzte Andacht zu verrichten. Sie wußten keinen Grund, ihm seine Bitte abzuschlagen, und traten mit ihm ein; und viele, die ihn gerne hätten hangen sehen, folgten nach, so daß das stille Kirchlein heute voll von Menschen wurde.

Der Alte trug die Geige noch im Sack, die setzte er an den Hals und fing sein Lied zu geigen an, das den Menschen, die seinen Tod vorauf schmeckten, wunderlich genug schien. Aber die himmlische Gnadenvolle hörte und verstand die tiefe Bitte, die aus letzter Herzensnot zu ihrem Throne klang: ihr Bild lächelte zu seinen Tränen, und da fiel auch der andere Schuh dem Spielmann vor die Füße. Der stand in seinem Schmerz getröstet da und hörte kaum, daß die um ihn standen, aus blödem Staunen an zu murmeln fingen, bis eine Frauenstimme in lautem Jubel aufklang: „Ein Gotteswunder! Der Mann ist unschuldig und kein Dieb!"

Drum führten sie ihn wieder vor den Rat und gaben ihm mit Freuden Eid und Zeugnis, daß sein Wort von der empfangenen Gabe keine Lüge war; und die Richter taten diesen Spruch: daß er, als ein gottseliger und heiliger Mann, der Marien Huld und Gnade erwarb, vom Rat der Stadt sein Leben lang das Gnadenbrot empfangen sollte.

Der Span vom Heiligen Kreuz

Als Friedrich der Staufe, der zweite seines Namens, an der syrischen Küste landete, um, trotz päpstlichen Bannes, Jerusalem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und die Krone des Heiligen Grabes zu gewinnen, war unter den Herren vom deutschen Adel, die zu der Zeit gegen die Sarazenen stritten, ein Herr Berthold von Vianden wegen seiner ungestümen Tapferkeit sonderlich berühmt. Ungezählte Türkensättel hatte er mit Speer und Schwert geräumt, und sein Name ward gepriesen in den Herbergen und Kastellen der Christen, wie an den Lagerfeuern der Beduinen. Doch war der Held einsam und verschlossen, keiner sah ihn lachen, und als der Staufe nach kurzer Weil einen Stillstand mit dem Sultan machte und an der Spitze seiner Panzerreiter friedlich in die heilige Stadt ritt, hatte unser Held Schild und Waffen hinter sich gelassen und wanderte als ein demütiger Pilgrim wüllen und barfuß von der Küste hinauf nach Jerusalem, betete und weinte an den heiligen Stätten und hielt sich abseits von dem stolzen Gefolg des Kaisers. Wohl sah man ihn unter den Händlern und jüdischen Goldschmieden, die in Buden und auf den Gassen allerlei Heiligtümer und Reliquien ausboten und frommen Priestern und Herren für schweres Gold verkauften. Da erwarb auch er einen winzigen Span als ein Stück vom Heiligen Kreuz, den ließ er vom besten Goldschmied in Gold und Perlen fassen und in ein Kästlein legen, das war mit edlem Schmelz- und Schmiedewerk verziert und trug auf dem Deckel den Namen einer Frau, in Gold geschmolzen, der edeln Gräfin Hedwig aus dem Nahegau, um deretwillen der Ritter ins Heilige Land gefahren war. Dies Kleinod wollte er ihr heimbringen als ein Zeugnis des treu erfüllten Gelübdes, das sie ihm auferlegt hatte, die Blutschuld zu sühnen, die er auf sich lud, als er ihr einen Blutsfreund in harter Fehde erschlug; weshalb sie ihm, dem sie von Herzen gut war, ihre Hand zur Ehe hatte versagen müssen.

Als der Ritter seinen Schatz erworben hatte, säumte er nicht, heimzukehren; er wollte zur Küste hinab und nahm Fahrplatz auf einem Genueser Schiff, das segelfertig im Hafen lag. Nach glücklicher Fahrt überkam sie angesichts der Heimat ein heftiger Sturm, das Schiff ging unter und mit wenigen rettete der Graf das nackte Leben. Der köstliche Schatz, um den er so lange geworben hatte, war verloren. Arm und traurigen Herzens wanderte er durch Welschland, stieg über die eisigen Berge und kam in den Nahegau. Und ob er auch mit leeren Händen kam, so mußte er doch vor die treten, die ihn ausgesandt hatte, um ihr Kunde zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geben, daß der Himmel ihm nicht vergönnt habe, ihr Geheiß zu erfüllen.

Als Frau Hedwig seine Zeitung vernommen hatte, fragte sie, wie das Kleinod ausgesehen, und ob er wohl ihren Namen darauf habe setzen lassen. Da staunte der Ritter, und da er ihr alles getreulich berichtet hatte, ging sie zu ihrer Truhe und brachte ein goldenes Kästlein, das sei heut am frühen Morgen von einem zierlichen Boten dem Torhüter übergeben worden, und keiner wisse zu sagen, wohin er gegangen sei. Da hielt er sein verlornes Heiligtum in Händen, und seine Liebste sagte ihm, sie zweifle nun nicht, daß es in Wahrheit ein Span vom Heiligen Kreuz sei, und das seltsame Wunder, das damit geschah, sei ihr ein sicheres Zeichen vom Himmel, ihr Wort zu halten und sein ehelich Weib zu werden.

Das junge Paar ließ an der Nahe eine stattliche Burg mit einer Kirche bauen, die ward nach dem Span des Heiligen Kreuzes, den sie barg, Spanheim geheißen, und das Geschlecht derer von Spanheim blühte noch durch Hunderte von Jahren.

Michel Mort von Kreuznach

Johann der Lahme, Graf von Sponheim, lag in einer Fehde mit dem Mainzer Erzbischof Werner und hatte ihm großen Schaden an Land und Leuten getan. Weshalb dieser Ritter und Knechte aus dem ganzen Erzstift zusammenbrachte und den Sponheimern auch ins Land fiel. So kam es zu einem scharfen Treffen, nicht weit von Sprendlingen. Da haben die Sponheimer mannlich gestritten, sonderlich der Graf Johann, doch ist er zuletzt, seines lahmen Fußes wegen, vom Gaul gerissen und in Gefahr der Gefangenschaft geraten.

Im Sponheimer Haufen, wo auch die Bürger von Kreuznach stritten, war Michel Mort, ein riesenstarker Mann und kühnen Herzens, Vormann der Fleischer, und da er seinen Herrn vom Gaul gerissen sah, ist er mit seinen Gesellen tief in die Reihen der Erzbischöflichen gedrungen, und hat, obgleich ohne Helm noch Harnisch, mit seinem zweihändigen Schlachtschwert so gewaltig nach beiden Seiten gehauen, daß er sich eine Gasse schuf bis zu dem Grafen. Da hat er einen, der dem Herrn am schärfsten zusetzte, vom Roß gehauen und dem lahmen Ritter in den Sattel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geholfen und ihm gesagt, daß er sein Leben retten und aus dem Tummel reiten solle, dieweil er seine Wehre verloren und schwere Wunden empfangen hatte. Indes der Graf entritt, hat Michel Mort mit seinen Gesellen die Feinde aufgehalten und wohl zwanzig ins Gras gelegt. Aber zuletzt sind die Mainzischen von allen Seiten auf das Häuflein eingeritten, und haben die Gesellen ihren Vormann verlassen und sich durch die Flucht gerettet. Michel Mort hat nicht fliehen wollen, sondern mitten unter den Feinden weitergestritten, bis ein falscher Hund ihm von hinten ins Knie gestochen hat. Da ist er niedergefallen, hat aber noch auf den Knien so grimmig auf sie eingeschlagen, daß er noch etliche zu Tode brachte und viele verwundete. Doch zuletzt, da er ganz allein geblieben und ihm keine Hilfe gekommen, haben sie ihn erschlagen. Also starb er da mit großen Ehren und ist hernach von männiglich als ein herzhafter und treuer Mann gepriesen worden, und wird der Ort, an dem der Streit erging, bis auf diesen Tag Michel Morts-Feld geheißen.

Die Rheingräfin und der Teufel

Es geht eine Sage im Tal der Nahe, daß der Teufel sich dorten nimmer blicken lasse, seitdem die Rheingräfin ihn um die die arme Seele betrog, für die er auf dem steilen Zinken, der unweit des Rheins aufragt und heute noch der Rheingrafenstein heißt, dem Grafen eine Burg gebaut hatte. Und das soll so zugegangen sein:

Der Rheingraf, dem es sehr aufs Herz drückte, daß die Lothringer und Trierer jederzeit durchs Tal der Nahe in den Rheingau brechen konnten, sah einmal, als er auf den Uferbergen jagte, so ins Tal hinab, daß ihm der schroffe Fels gleich in die Augen stach. Da fuhr es ihm, nach seiner unbedachten Art, so aus dem Bart: „Der soll mir eine Burg tragen, und wenn mir der Teufel dazu helfen müßte!“ Er fand auch kaum die Zeit zum Staunen, als neben ihm der Busch sich öffnete und ein Gewächs, halb Geier und halb Fledermaus, doch mit der rechten Teufelsfratze, vor ihm auf den Weg hockte, das zu ihm sprach: „Herr Graf, Ihr habt mich zwar nicht gerufen, sondern nur genannt, doch weil ich großen Herren gern gefällig bin, wollte ich auch Euch zu Diensten stehn. Laßt mir den armen Schlucker, der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

als Erster seinen Kopf da oben aus dem Fenster stößt, so steht die Burg Euch morgen früh."

Ein Handel mit dem Teufel muß den Menschen jener Zeit, als Satan noch in jeder dunkeln Ecke lauerte, nicht eben fürchterlich gewesen sein, und dem Grafen lag des Landes Sicherheit auch mehr am Herzen, als das Schicksal einer Knechtesseele. So sagte er dem Teufel den geheischten Lohn bei Ritterwort und Ehre zu und ritt das Tal hinab zum Rheine hin. Des Nachts, da er in seiner Pfalz die süße Ruhe doch nicht finden mochte, ward ihm der Handel halber leid, da es ihn, nicht ganz zu Unrecht, deuchte, der Teufel möchte mit der Knechtesseele auch eine Kralle nach der seinen wetzen. Im Traum sah er die Burg schon oben stehen und wunderte sich wenig, als vor dem Mittag die Kunde in die Pfalz geflogen kam, es sei da überm Rhein des Nachts auf steilem Felsenzahn durch Zauberwerk ein festes Schloß emporgewachsen. Der Gräfin, die ihn fragte, ob ihn nicht lüste, das Wunder anzusehen, oder ob er warten wolle, bis der Trierer seine Lanze auf den Turm gesetzt habe, konnte er zuletzt nicht anders wehren, als daß er ihr den Teufelshandel erzählte.

Sie schalt ihn auch mit keinem Wort, wie sie das sonst zu tun pflegte, sondern ging ein paar Tage schweigsam durch die Pfalz, bis sie an einem frühen Morgen Dienstleute und Pferde rüsten hieß und mit dem Burgkaplan und dem ganzen Troß über den Rhein fuhr und ins Tal der Nahe ritt. Den Stein hinauf schritt sie selber dem Zug voraus, und hinter ihr der Kaplan; aber zu allerletzt ein Eselein, das ein Knecht am Zaume führen mußte. Vom höchsten Turm, wo er vom tagelangen Warten schon fast trübsinnig geworden, sah der Böse sie alle über die Brücke unterm Tor verschwinden. Ob er die Gräfin oder den Kaplan davon trüge, das schien ihm gleich. Wär er nur klug gewesen, hätte er sich doch wundern dürfen, daß der Graf, der selber diesen Handel einging, ihm so reine Seelen in die Klauen schickte.

Im Hofe unten ließ die Gräfin den Esel an die Spitze führen, und der Kaplan mußte Kragen und Barett abnehmen; das deckte sie dem Grautier über die langen Ohren, daß er an seinem Vorderteil von weitem dem Kaplan wohl ähnlich scheinen mochte. So stießen sie ihn mit kräftigen Fäusten, trotz seiner steifen Beine, die Treppe hinauf und mit dem Kopf durch das nächste Fenster. Kaum daß von des Teufels Lauersitz etwas in dem Mauerloch zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sehen war, als er wie ein Stein von der Zinne schoß, seine Krallen einschlug und mit starkem Flügelschlag davonstrebte. Der arme Graue tat seinen Notschrei, dessen gelles J und dumpfes A dem Bösen auch nicht fremd sein konnten. So brauchte er die Augen nicht erst aufzutun, um zu erfahren, welcher Natur die Seele war, mit der Weiberlist ihn betrogen hatte. Er ließ die Beute fahren, die von dem Felsen in die Tiefe kollerte, und fuhr in solchem Teufelszorn davon, daß er seinen ganzen höllischen Stank ins Tal hinab blies.

Kein Wunder, daß er sich seitdem im Tal der Nahe nicht mehr sehen läßt.

Das Kind auf dem Baum

Nicht weit von Kirn liegen im Tal des Simmerbachs die Trümmer einer Burg; und wer bis zu der noch aufrechten Wand der Palas vordringt, findet über der Tür ein rohes Steinwerk eingefügt und darauf eines Affen und eines Kindes Bild, samt einem Apfel, den das Tier dem Kinde darhält. Dazu wird im Tal der Nahe eine Sage erzählt, wie folgt:

Einmal war in der Burg Dhaun die Amme bei der Wiege des Grafensohnes eingeschlafen, und da sie aufwachte, fand sie die Wiege leer. Sie mochte glauben, es habe einer, um sie zu erschrecken, das Kind aus dem Gemach getragen, und kam in die Gesindestube, es da zu suchen: aber es war nicht dort, und auch nicht in der Kammer der Gräfin noch sonst irgendwo in der Burg, sodaß sie, zu ihrem tiefen Schrecken, bald erkennen mußte, daß ein furchtbares Unglück über sie und das junge Eheglück der Burgherrschaft gekommen war. Und was allen unheimlich erschien, war der Umstand, daß, derweil die Amme schlief, kein menschliches Wesen den Burgring betreten und verlassen hatte.

Die unglückliche Amme lief, nachdem sie jeden Winkel in der Burg durchsucht hatte und keine Spur gefunden, in den Wald; und auch des Grafen Knechte gingen mit den Hunden hinaus und streiften das Tal auf und ab, in der Hoffnung, daß die Tiere irgendeine Spur wittern würden. So forschten sie im weiten Umkreis bis auf den dritten Tag; aber sie fanden nichts. Das Grafenkind blieb verloren.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Indes war einer von des Grafen Jägern in eine Schlucht hinabgestiegen, darin er nach dem Honig wildnistender Bienen zu suchen kam; und da er zwischen den Felsen kletterte, sprang vor ihm aus dem Buschwerk ein seltsames Tier auf, desgleichen er im Walde nie gesehen hatte, wohl aber auf der Burg: es war des Grafen Affe, den er kürzlich von einer Fahrt aus Welschland mitbrachte, und an dem er seine Kurzweil hatte. Voll Neugier sah der Jäger den weiten Sätzen des Langgeschwänzten nach, der nahebei auf eine Eiche sprang, wo er in der Gabel hockte und mit einem Geschäft zu tun haben schien, das ihm zum Gaffen und Spielen keine Weile ließ. Der Mann dachte seines Herrn Dank zu verdienen, wenn er den Affen heimbringe: er stieg hinauf, und da er in die Gabel schaute, lag da in einem wohlgebauten Nest aus Reisern das Grafenkind in weichem Moos, und neben ihm hockte der Affe, hielt rote Beeren und einen Holzapfel in den Händen, die er dem Kinde darreichte.

Nicht ohne Mühe brachte der Mann das Kind, das an seinen Fingerchen leckte, in die der Affe ihm wilden Honig gestrichen hatte, von dem Baume und trug es in seinen Armen den steilen Hang hinauf, indes der Affe ihnen in lustigen Sprüngen vorbei und vorauf sprang. Die Freude mag man sich ausdenken, als die drei, der Jäger mit dem Kind in den Armen und hinterdrein der Affe, dessen in den Tagen des Unheils kein Mensch, nicht einmal der Graf, gedacht hatte, auf die Burg kamen.

Und als nach kurzen Tagen alles wieder zur Ruhe gekommen war, ließ der Rauhgraf seinen Steinmetz rufen und jenes Bildwerk meißeln und über der Saaltür in die Mauer fügen, damit die Erinnerung an das Ereignis auf der Burg erhalten bliebe.

Die Brüder auf Oberstein

Auf Burg Oberstein an der Nahe hausten einmal zwei Brüder, Emich und Weirich, die waren ungleichen Sinns und lebten nicht eben verträglich miteinander. Weirich hatte ein jähes Gemüt, das, auch bei kleinem Ärger, in wildem Zorn aufbrauste; und Weirich ließ es selten, dem Bruder etwas in den Weg zu legen, worüber er stolpern mußte, denn ihm war nie wohler, als wenn er sich am Rasen des Zornigen satt lachen konnte. So fing er eines frühen Morgens, als Weirich noch nicht aus der Schlafkammer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gekommen war, die kleine Burgkatze, steckte sie in des Bruders Stiefel und ging hinaus; er wußte wohl, daß Weirich einen großen Abscheu hatte, ein solches Tier zu berühren. Mit Entsetzen fuhr Emich auf, als er den Fuß in den Stiefel geschoben hatte, er schleuderte das fauchende Untier gegen die Wand und stürmte in wildem Zorn aus dem Gemach, um den Täter zu strafen. Der stand auf dem Wehrgang des Burghofs und lauerte auf den Ausbruch des brüderlichen Zorns. In dem Augenblick, als Weirich auf den Burghof stürmte, sahen sich die Brüder, und angesichts des Spottlachens von der Mauer, das ihn begrüßte, sprang der Zorn des Gefoppten ihm würgend an die Kehle: er sprang die Stiege hinauf, packte mit den Händen, auf denen die Krallen des Katers blutige Spuren gezogen hatten, den schmächtigen Bruder und stieß ihn durch die Zinnen in die Tiefe.

Als Knechte den zerschmetterten Leib in den Burghof brachten, war Weirichs Zorn in sich versunken. Sein Angesicht war bleich, und die Hände zitterten, die nach dem Herzen des Toten tasteten. Dann ging er ohne ein Wort aus der Burg und stieg in die Berge, in denen er tage- und nächtelang umherirrte; denn die gebrochenen Augen des Bruders sahen aus jedem Busch auf ihn, den Mörder. Erschöpft an Leib und Seele, zerlumpt wie ein Köhler, brach er eines Tags in einem wilden Tal vor der Hütte eines Klausners zusammen. Der fromme Mann fand den Unglücklichen, bettete ihn auf seine Streu und pflegte ihn, bis er zu Kräften kam. Verstand auch wohl an seinem Wesen, daß eine Last auf seiner Seele liegen mußte, die ihn härter niederzog als körperliches Gebresten. So sprach er liebreich auf ihn ein und empfing auch das Geständnis der blutigen Untat, die den Jungen ins Elend getrieben hatte. Und nach einer Weile tiefen Schweigens sprach der fromme Klausner: „Du trägst schwere Schuld am Blute deines Bruders und bist in deinem Grimm Kains Gesell geworden, der seinen Bruder Abel schlug, und dem Gott die Untat nicht vergab. Doch steht mir eine Hoffnung vor der Seele, die künde ich dir aus der Vollmacht der heiligen Kirche, deren Priester ich bin. Büße den Brudermord mit so harter Buße, als sie noch kein Mensch vollbrachte: kehre heim, gib all dein und des Bruders Gut den Armen. Der Berg, auf dem die Burg deiner Väter steht, ist fest und hart wie Glas; in den sollst du mit eigner Hand und ohne eines Menschen Hilfe eine Höhle brechen, groß genug,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein Kirchlein aufzunehmen. Und vergönnt dir Gott, das Werk der Buße zu vollbringen, so ist dir deine Schuld vergeben."

Der junge Edelmann nahm das Wort als ein gerechtes Urteil und begann das harte Werk der Buße, ein härteres, als je ein Mensch begann. Lange pochte sein Hammer vergebens an der steilen Felswand, bis er eine Stelle fand, wo der Stein ihm eine Fuge wies, daß er sich brechen ließ. Die Tränen flossen ihm oftmals über die zerschundenen Hände, aber sie sänftigten auch den Reueschmerz seines Herzens. Gemachsam wuchs die kleine Höhlung, die er dem harten Stein abgewann, und war nach Jahren heißer Müh und Tränen weit genug, einem Kirchlein Raum zu geben. Die Gewißheit der Gnade und Vergebung füllte des Büßers Herz mit Trost und Kraft. Das blöde Staunen, das sein Unterfangen beim Volke wachgerufen hatte, verwandelte sich in tiefe Rührung, und viele Hände boten sich dar, das Kirchlein aufzurichten. Und als das Kreuz auf seinem Turm vor der Bergwand glänzte und das Glöckchen zur Weihe lud, strömte die Menge aus den Tälern zu, und Priester kamen, Altar und Gotteshaus zu weihen. Aber, der es mit den Tränen seines Herzens und dem Blut der Hände in den harten Stein hämmerte, lag in Gottes Frieden vor dem Altar im Gebet und stand nicht auf. Dem Priester, der ihn sanft beim Namen rief, ward keine Antwort. Sie hoben ihn von den Stufen und sahen in das stille Antlitz eines selig Entschlafenen. Und Festgesang und priesterliches Gebet priesen den Allerhöchsten, dessen unerschöpfliche Gnade an diesem Ort in solchem Zeichen kund geworden war.

Das Fräulein von Reichenstein

Ritter Kuno auf Burg Rheinstein hatte mit Waltraut, der schönen Tochter des Reichensteiners, manche Jagd in seinen und ihres Vaters Wäldern geritten und ihr so oft in die grauen Augen gesehen, daß er sich ihrer Liebe sicher glauben mochte. Und obwohl er sonst nicht furchtsam war und in manchem Streit rechten Mannesmut bewiesen hatte, so scheute er sich doch, ihr seine Liebe zu bekennen. Als sie nun wieder einmal vor Jägern und Hunden durch den Tannwald ritten, klopfte Waltraut dem weißen Jagdroß, das Kuno aus seiner eignen Zucht ihr geschenkt hatte und das sie zum ersten Male ritt, auf den schlanken Hals und sprach:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Ein schönes Tier, Herr Kuno; es geht so sanft, als ob es eine Braut zur Kirche trüge." Da ward Herr Kuno rot wie ein Knabe und wußte keine Antwort; doch als er heimgekommen war und Waltrauts Wort bedachte, verstand er, daß es Zeit war, bei ihrem Vater um ihre Hand zu werben.

Also ritt er in kurzen Tagen den Rhein hinauf zu seinem Ohm, dem reichen Sponheimer Grafen, der sollte ihm die Braut freien. Als der alte Graf Waltraut sah in der blühenden Kraft und Schönheit ihrer Jugend und sich den schüchternen Neffen als Gemahl an ihre Seite dachte, schienen die beiden ihm so wenig für einander geschaffen, daß er von seinem Auftrag kein Wort verlauten ließ. Und doch tat er vor ihrem Vater eine Werbung und bat um Waltrauts Hand für sich selber. Dem Reichensteiner dünkte es wohl besser für die Zukunft seiner Tochter, wenn sie den alten Sponheim und seine reiche Grafschaft nähme, als mit dem armen Kuno kümmerlich auf dem Rheinstein zu hausen. So ward die Heirat von den Alten abgemacht und der Hochzeitstag bestimmt, obgleich die Tochter den Bräutigam nicht empfangen wollte und weinend in ihrer Kammer blieb.

Kuno wartete vergeblich auf den Ohm, der ihm das Jawort bringen sollte, bis ihm endlich zu Ohren kam, daß Waltraut in nahen Tagen als Braut des Sponheimers gen Bingen reiten sollte. Da fiel zu dem Zorn über des Alten Untreue auch Groll gegen Waltraut in sein armes Herz; und da er sich nicht zu sagen wußte, ob ihre Worte nichts als Spott für seine Schüchternheit gewesen wären, tat er nichts, die Braut für sich zu retten, sondern ritt tagelang mit wirren Sinnen durch seinen Wald. Als der Hochzeitstag gekommen war und in den Dörfern die Glocken zur Brautfahrt läuteten, saß er oben auf der Zinne und sah trübsinnig hinab auf die Straße, die seine Liebste reiten mußte. Sie kamen auch bald hinter schmetternden Hörnern und wehenden Fähnlein; und zwischen den Alten, die dicke Federbüsche auf den roten Köpfen trugen, ritt die Braut — auf seinem weißen Roß, das sah ihm wahrlich aus, als wolle sie seiner spotten; denn die Tränen, die sie in den Schleier weinte, sah er nicht. So saß er starr und steif, bis der Zug schon an den Pfad gekommen war, der auf den Rheinstein führt. Und da er eben dachte, das Glück reite ihm auf Nimmersehen vorbei, warf das weiße Roß den schlanken Kopf empor, schnaubte aus den Nüstern und brach mit weiten Sprüngen aus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem Zug; doch die Hand der Reiterin, die sonst das stärkste Tier zu zwingen wußte, blieb ungerührt am Zügel, auch als es auf dem vertrauten Weg und fröhlich wiehernd zur Burg hin rannte. Dem stillen Zuschauer da oben schwankten Burg und Berge vor den Augen, und das Herz schlug ihm bis in den Hals, als er die Geliebte mit wehendem Schleier, doch gerad und sicher in den Bügeln, seinem Tore nahen sah. Da sprang der Mannesmut aus seinen Träumen auf, er rief dem Torwart, daß er die Burg öffne. Kaum daß die Brücke gefallen und die Flügel aufgerissen waren, da klappten die Hufe auf den Dielen und das stolze Tier preschte aus dem Tor in den Burghof, da stand es ungezügelt und mit schlagenden Flanken vor der Treppe. Kaum fand der Ritter Zeit, die Arme auszustrecken, da glitt Waltraut, deren Wangen der scharfe Ritt gerötet hatte, aus dem Sattel und an des Liebsten Herz. „Da hast du deine Braut!" rief sie lachend. „Wie der Schimmel seine alte Krippe nicht vergessen konnte, so ich auch meine Liebe nicht. Er verstand mich gleich, als ich ihm den Fuß in die Weiche setzte. Nun müßten sie schon Gewalt brauchen, um mich vom Rheinstein zu holen."

Unterdes hatten die Knechte die Brücke aufgewunden, und als Reichenstein und Sponheim auf ihren schweren Gäulen vor die Burg kamen, war die schon geschlossen und gesichert. Der alte Sponheim war der erste, der begriff, daß das Schicksal gegen ihn gespielt hatte und er dem Neffen die Braut nicht mehr abgewinnen mochte. Weshalb er ihrem Vater zusprach, geschehnen Dingen ihren Lauf zu lassen, und dann übers Tor hineinrief, Herr Kuno möge sein Roß satteln und mit ihnen und seiner Braut nach Sponheim reiten, da sei die Hochzeit schon für sie gerüstet.

Dem Jungen waren Groll und Gram im raschen Wechsel der Dinge so gänzlich vergangen, daß er sich nicht lange sperrte; und so kam's, daß am gleichen Tag doch ein fröhlicher Hochzeitszug den Rhein hinauf gen Bingen ritt.

Der Falkensteiner Ritt

Der alte Herr von Falkenstein hatte eine alleinige Tochter, die fuhr einmal mit dem Vater an den Rhein, wo in Mainz ein Waffenspiel gehalten wurde, zu dem alle geladen waren, die Kraft im Arm und Mut im Herzen fühlten. Dahin kam auch Herr

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Siegfried von Sezen, der hatte schon lange seine Augen auf die schöne Hildegard gesetzt und sich vorgenommen, auf dem Turnier zu ihren Ehren das Beste zu tun, weshalb er ihre Farben an seinen Helm gebunden hatte. Das blieb der Jungfrau nicht unbemerkt, und als sie heimgeritten und auf dem steilen Falkenstein in ihrem Turmkämmerlein saß, wartete sie, nicht ohne Herzklopfen, auf den Tag, daß Herr Siegfried auf den Falkenstein kommen und um sie werben sollte. Denn ihr Vater war ein launischer und eigenwilliger Mann, der nicht gerne etwas versprach und auch gewiß die Tochter nicht gleich dem ersten Freier zusprechen würde.

Als Siegfried von Sezen bald darauf vor dem Grafen stand und um die Hand seiner Tochter bat, sagte der Alte zwar nicht nein, sondern lächelte in sich hinein und sprach so obenhin: „Ihr seid ein wackerer Ritter, Herr Siegfried, und möchtet wohl, nach junger Herren Brauch, das Bräutlein hoch zu Roß vom Falkenstein auf eure Burg führen. Doch ist's ein übler Pfad den Falkenstein hinauf, weshalb Ihr Euren Gaul wohl auch im Tal gelassen habt. Drum laßt's Euch sauer werden und schafft den Pfad mir um in einer Nacht für einen Hochzeitszug, so mag Hildegard als Eure Braut mit Euch reiten."

Herr Siegfried wußte wohl, daß an dem Beding nichts zu ändern wäre. Verdutzt und ärgerlich über die Grille des Alten, stieg er zu Tal und ging geradeswegs zu einem seiner Bergwerke, das in der Nähe lag. Hier ließ er den Steiger rufen und fragte ihn, ob er sich wohl getraue, mit seinen Knappen einen Fahrweg den Falkenstein hinauf zu bauen, und in welcher Zeit. „Das ginge schon, Herr", sprach der Alte, „und wenn ich alle Eure Knappen an das Werk setzte, möchtet Ihr nach drei Jahren gemächlich reiten bis vor das Falkensteiner Tor."

Drei Jahre! Und der Alte gab ihm nur eine Nacht! Das war die Hilfe nicht, und trübselig schied der Ritter von seinem Steiger und schritt das Tal hinab. Da rauschte es seitwärts in den Büschen und sprang etwas in seinen Weg, und als er aufblickte, stand vor ihm ein winzig Männlein, kniehoch, mit langem weißen Bart und einer grünen Zwergenkappe. Das lächelte zu ihm hinauf und sagte: „Ihr habt einen Kummer, Herr, dem wohl zu helfen wäre, wenn Ihr uns Zwergen auch in einer Sache gefällig wolltet sein." Sprach Herr Siegfried: „Wie meinst du das?" Antwortet das Zwerglein: „Deine Knappen brechen einen neuen Stollen in den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Berg, und bohren sie noch eine Woche weiter, so kommen sie uns Zwergen ins Revier; dann werden wir den Berg, darin wir seit mehr als tausend Jahren wohnen, verlassen müssen. Heiß sie aufhören, und du magst schon morgen frühe, hoch zu Roß, dem Falkensteiner an das Tor pochen." „Den Stollen könnte ich schon aufgeben", sprach der Ritter, „aber wie wolltest du in einer Nacht solch ein Werk zustande bringen?" „Das laß unsere Sorge sein", sagte der Kleine, „wir Zwerge sind ein starkes Volk, und wo Menschenwitz versagt, fängt unsere Kunst erst an. Schlag ein! Und du magst noch heute deine Brautfahrt rüsten."

Herr Siegfried lächelte noch etwas ungläubig, obwohl ein frischer Hoffnungsatem ihm schon die Brust bewegte; er beugte sich und legte seine Rechte in die kleine Hand, die ihm geboten ward. „So sei's!" rief der Zwerg und trollte sich ins Gebüsch, und auch der Ritter schritt dahin, zu seinem Pferd zu kommen.

Kaum hatte der letzte Abendstrahl den Falkenstein geküßt, da wurde es im Tal lebendig. Ungezählte Lichtlein schwankten um den Berg, und zwischen den Felsen und Fichten, überall kletterten die Zwerge mit Leitern, Arten, Hauen und Schaufeln. Gleich hub ein Hacken und Brechen an, ein Krachen von fallenden Bäumen, ein Rollen und Poltern von zu Tal fahrenden Steinen, doch sonst war nichts zu hören, weder Wort noch Ruf. Das hielt die ganze Nacht bis gegen Tag, als mit einem Mal, da im Tal die ersten Hähne krähten, ein gelles Pfeifen in die Höhe stieg, worauf die Lichtlein alle, wie ein Spatzenschwarm, im Husch zu Tal getragen wurden und in den Berg verschwanden.

Ein einziges schimmerte noch am Fuß des Falkensteins, und als es im Morgenlicht verglomm, klapperten Hufschläge das Tal herauf und eine ritterliche Schar trabte daher unter wehenden Fähnlein und hinter blanken Schilden; und einen Rossessprung vor den anderen Herr Siegfried in silberblankem Stahl, mit nickenden Pfauenfedern auf dem Helm. Da trat hinter einem Strauch hervor das Zwerglein zu ihm, wies mit der Hand, die noch das Berglicht hielt, auf eine breite Straße, die blank unter den Fichten lag, an Schroffen und Gründen vorbei emporstieg und oben, wo die Burg die Höhe krönte, wie ein zarter Streif verschimmerte. „Hast du dein Wort wahr gemacht", rief der Ritter mit Lachen, „so ich das meine! Heut feiern meine Knappen, aber morgen schütten sie den Stollen zu und brechen gen Osten." „Du

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tatest gut daran", sagte der Kleine, „denn wo sie gestern brachen, ist das Gebirge taub. Doch nun zu Berg!"

Das Zwerglein schritt neben dem Ritter, und der Zug hielt oben vor dem Tor, als eben der Turmwart auf die Zinne trat, den Morgengruß ins Tal zu blasen. Die Hand mit dem Horn sank ihm, gelähmt von Schreck; er sprang die Treppe hinab in den Burghof und rief zu seinem Herrn hinauf: „Gottes Wunder! Herr Graf, vor unserm Tor hält, hoch zu Roß, ein reisiger Hauf." Der Graf kam rascher aus dem Saal und auf den Turm, als man von einem alten Manne glauben möchte, und als er über die Zinne schaute, rief der Herr Siegfried ihm den Morgengruß: „Grüß Euch Gott, Herr Graf! Und heißt Eure Tochter sich zum Brautritt rüsten."

Des Grafen Wort war fest und treu, gleich dem Fels, auf dem seine Burg stand. Die Brücke ward gesenkt, und zum erstenmal polterten Rosseshufe über den Falkensteiner Graben. Noch am gleichen Tag sprach der Graf den Vatersegen über das glückliche Paar, und nicht lange darauf ritt Herr Siegfried vor seinen Freunden und Mannen wieder zu Tal und hielt sein Glück fest in den Armen. Und das Glück hielt treu zu ihm sein Leben lang, nicht nur über der Erde, auch unten im dunkeln Schacht, wo seine Bergknappen bald auf so reiche Adern stießen, daß ihr Erz noch Kinder und Enkel reich machte.

Die Teufelsleiter

Regenwind und Kühle im Wonnemonat Mai sind auch in den gesegneten Breiten des Rheingaus nicht unbekannt, und dann auch nicht die üble Laune, die sonst den Rheingauer selten anficht. In solchem Griesgram widerfuhr es dem ehrenfesten Herrn Sibo von Lorch, daß er einen Gast, der ans Burgtor um Schutz vor dem Wetter und Herberge pochte, übel anfuhr und ihm durch den Torwart den Einlaß versagen ließ. Der Ritter hatte eben seinem Burgnachbarn, dem jungen Ruthelm, der mit dem König ins Ungarland reiten sollte, zum Abschied das Geleit über die Brücke gegeben, und da er mißmutig durch die Regenpfützen zur Treppe stapfte, pochte es bescheidentlich hinter ihm an die Pforte. „Wer ist's?" rief er dem Knecht, der durchs Fensterlein hinauslugte. „Einer von den Grauen aus dem Kedrich", ward ihm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Antwort, „und übel eingeweicht, daß ihm der Bart wie ein nasser Wergzopf über die Knie hängt." — „Der mag unter der Brücke bei Frosch und Unke liegen", knurrte der Ritter, der schon auf der Treppe stand, worauf der Knecht das Fensterlein zuschlug.

Den andern Tag hatte sich das Wetter gebessert, das Burgtor stand weit offen, und Sibos einziges Kind, die zwölfjährige Gerlind, sprang den Burgweg ins Tal hinab, nach Trollblumen und Kuckucksnelken zu suchen. Doch als zum Mittag die Tischglocke rief, war sie noch nicht heimgekehrt, und da sie auch am Nachmittag von niemand in der Burg gesehen ward, verkehrte sich des Vaters Ärger über den Ausbleiber in bange Sorge. Er schickte Leute ins Tal, das Kind zu suchen, und da sie nicht bald mit ihr zurückkamen, ging er selber hinab und traf unten die Seinen, die eben einen Hirtenbuben umstanden, der angab, er habe des Ritters Kind über Morgen unten am Fuß des wilden Kedrich beim Blumenpflücken gesehen. Da wären mit einmal graue Männlein aus dem Fels gekommen, die hätten das Fräulein bei Händen und Armen gefaßt und seien wie im Flug mit ihr die Schroffe hinauf geschwebt. Herrn Sibo ward gar schwindlig im Kopf, als er die unersteigbar steil überhangende Wand hinauf blickte, daß ihm die Augen schmerzten. Doch glaubte er oben eine Gestalt im hellen Kleid zu sehen, die ihre Arme nach der Burg hinstreckte, und hörte von oben ein schadenfrohes Lachen und eine grelle Stimme: „So dankt dir der Graue für die Lorcher Gastfreundschaft." Keiner der Diener hätte sagen können, daß je ein Mensch an der schartigen Wand hinauf gestiegen wäre, und doch versuchten die Mutigsten den Aufstieg, verstiegen sich aber rasch so hilflos, daß man den an Zacken Hangenden von unten her helfen mußte, sie vor dem Absturz zu bewahren. Und nicht besser fuhren sie am andern Tag, als sie begannen, mit Hacken und Stangen eine Stiege ins Gestein zu brechen: als sie die ersten Schollen ausbrachen, lösten sich über ihnen Steine, und ein höllischer Hagel von Brocken und Splittern fuhr ihnen auf Köpfe und Schultern, daß sie sich mit Mühe daraus retten mochten.

So blieb der Kedrich unerstiegen und Sibo von Lorch als ein todtrauriger Mann auf der einsamen Burg — durch Sommer und Winter. Denn er hatte begriffen, daß keine menschliche Gewalt ihm sein Kind wiederbringen könne. Sein Haar erblich, und die Augen wurden ihm matt, auch Almosen und Spenden,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die er reichlich an Arme und Klöster gab, brachten ihm nicht Trost noch Frieden. So vergingen vier lange, öde Jahre — als die Kunde von der Heimkehr der Königsmannen durch den Gau lief und nach nicht langen Tagen der junge Ruthelm bei dem Alten von Lorch am Tische saß und erfuhr, was nach seinem Abschied geschehen: daß die junge Gerlind verloren sei und die Grauen sie auf dem Kedrich festhielten. „Das sollen sie nicht mehr lange tun", sagte der Junge und straffte sich, „mein Ritterwort, daß ich Euch Gerlind wieder in die Burg führe!" — „Wenn dir das glückt", sprach Sibo, „so magst du mit ihr als deiner Braut und mit all meinem Gut dazu aus dem Lorcher Tore reiten."

Schon am gleichen Tag strich Ruthelm um den Fuß des Kedrich, und da er ins Geklüft über sich schaute, saß auf einer Klippe der Graue vor ihm, hielt den Bart zwischen den Knien und lachte: „Sein Bräutchen will der edle Herr holen. Steig nur herauf, so ist sie dein — bei meinem Wort!" Und schloff vor seinen Augen ins Gestein wie eine Maus ins Loch. „Wer wohl ein Vogel wär!" seufzte Ruthelm und wandte sich, den Kedrich zu beschauen, ob er nicht doch eine Stelle fände, wo der Aufstieg anginge. „Du schafft's auch ohne Flügel", sprach es hinter ihm, und da er sich umkehrte, sah er ein kleines, verhutzeltes Weiblein im Grase stehen. Die mochte wohl auch eine aus dem grauen Volk sein; aber sie lächelte ihm aus dem alten Mund mit freundlichen Augen zu: „Deine Gerlind ist dir nun zweimal versprochen, und der sie dir zuletzt versprach, ist mein Bruder, und er hält sein Wort wie kein Ritter es besser halten mag. Er hat sie dem Alten entführt, weil der ihm schmählich begegnete. Doch weil er sie dir lassen will, wird er nicht dagegen sein, wenn ich dir helfe. Nimm dieses Glöckchen und such im Wispertal den alten Schacht, über dem zwei Bäume zusammengewachsen sind, eine Buche und eine Tanne. Und läute dreimal über dem Schacht, so wird einer kommen, der dir helfen kann."

Ruthelm fand bald den Schacht im Wispertal, und als er das Glöckchen der Alten dreimal darüber geschwungen hatte, stieg ihm aus der Tiefe ein graues Männlein entgegen, mit einem Grubenlicht in der Hand. Dem sagte er sein Anliegen. Der Graue lächelte freundlich dazu und antwortete: „Da die Schwester Euch schickt und der Bruder nicht gegen Euch ist, darf ich Euch helfen. Seid morgen in der Frühe am Fuß des Kedrich und bringt ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wackeres Herz mit!" Und pfiff laut auf dem Finger — da raschelte es von allen Seiten im Walde, und graue Burschen eilten vorbei mit Sägen und Äxten und waren wieder verschwunden. Aber als Ruthelm heimwärts ging, hörte er hinter sich Sägen knirschen und Äxte schallen und ein Krachen, wie wenn starke Stämme niederbrechen.

Im Frühnebel des andern Tags stand Ruthelm am Fuße des wilden Kedrich und sah mit Staunen und Schauern ein Leiterwerk von Stangen und geflochtenen Zweigen von Fels zu Fels, über Spalten und Abgründe an der Wand errichtet — als sei es aus dem Stein gewachsen. Da zauderte er nicht und stieg mit Hand und Fuß im Sprossenwerk hinauf. Wohl zitterten ihm die Knie, als er einmal, über dem Leeren schwebend, unter sich schaute, aber er überwand die Schwäche, blickte straff ins dunkle Gestein und griff fest um die runden Hölzer. So fand er sich, nicht wissend nach wie langer Zeit, auf einer weiten Mooswiese, auf dem Gipfel des Kedrich, den vor ihm noch keines Menschen Fuß erstieg. Und wie er um sich schaute, stand da eine wohlgebaute Rindenhütte und vor der Hütte eine Ruhestatt, darauf lag in süßem Schlaf eine wunderholde Jungfrau, in der er sein Spielgenoß Gerlind wohl nicht erkannt hätte, wäre er nicht heraufgestiegen, sie hier zu finden. So fuhr ihm bei ihrem Anblick ein anderer Schreck in die Glieder und das Blut zum Herzen, daß er mehr taumelte als schritt und an ihrer Seite in die Knie sank. Da schlug auch Gerlind die Augen auf, und als sie den erkannte, der zitternden Mundes ihre Hände küßte und stammelte, daß er gekommen sei, sie zu ihrem Vater zu führen: da legte sie die Arme um den Nacken des Gespielen und küßte ihn auf den Mund.

Sie waren kaum erwacht wie aus dem Traum und aufgestanden, da liefen die Grauen von allen Seiten zu, worauf der Alte und seine Schwester, und als er die Leiter sah und erraten mochte, wie das gekommen, da strich er lächelnd durch den langen Bart und sagte: „Da die Schwester dir aus ihrem weichen Herzen eine Leiter baute, weil ich dir mein Wort gab, so hast du dir die Braut gewonnen; doch noch nicht so ganz leichten Kaufs soll sie dein werden. Der Lorcher Griesgram hat um seine Grobheit lang genug gebüßt, aber mit seinen Kindern wollen wir Grauen in Frieden hausen. Nun vollende dein Werk und steig hinab, wie du heraufkamst. Unten wirst du die Braut finden."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Als Ruthelm zur Tiefe stieg, waren die Morgennebel vom Rhein her um die Berge gezogen, daß sein Auge nichts sah vom Grausen des Abgrundes. Und wie sein Fuß wieder festen Boden trat, kam — wie aus einem Stollen — Gerlind mit dem grauen Volk ihm aus dem Berg entgegen. Beide schieden mit Dankeswort und Händeschütteln von den Kleinen, und als Gerlind dem Mütterchen die Hand reichen wollte, legte die Alte ein Kästchen aus versteintem Holz und mit köstlichen Perlen und Steinen gefüllt in die ihre: „Vier Jahre sparte ich zu deinem Brautschatz, mein Töchterlein, so nimm, und sei glücklich mit deinem Liebsten!"

Gerlinds Heimkehr mit Ruthelm freute den alten Sibo so sehr, daß er von seinem Siechtum genas und seinen Kindern eine rheinische Hochzeit rüstete, wie der Rheingau sie kaum je erlebt hatte. Jeder der kam, wurde bewirtet mit Speise und Wein, alle Musikanten mußten fiedeln, da tanzten Knecht und Bettelweib durch volle acht Tage. Und auch wer nach der Hochzeit ans Burgtor pochte, ward — nach des Alten Befehl — freundlich eingelassen und bewirtet, solange es ihm auf Lorch gefiel. Ruthelm und Gerlind waren glückliche Eheleute auf Lorch, und sooft ihnen in Jahren ein Kind geboren ward — Sohn oder Tochter —, kam die Alte aus dem Kedrich auf die Burg und brachte dem Kind eine Taufgabe. — Die Leiter aber, die noch lange am Geklüft hing, bis sie vermorschte und zerfiel, hieß das Volk die Teufelsleiter.

Die Jungfrau auf dem Lorlei

Auf dem Lorlei, der zwischen Caub und Goarshausen steil und felsig an den Rhein drängt, saß vor Zeiten oftmals beim Mondenschein eine schöne Jungfrau, die sang mit wunderbarer Stimme, daß ihr Lied weitum auf dem Rhein gehört wurde. Und wem das Lied in die Ohren kam, der ward von dem süßen Klang so gar verzaubert, daß er anders nicht mehr sah und hörte. Also, daß Fischer und Schiffer, die da vorüberfuhren, Ruder und Steuer vergaßen und ihre Fahrzeuge an den Felsen, die da im Strome liegen, zerschellten und mit ihnen vom Strudel hinabgezogen wurden.

Männer und Jünglinge, die von der Jungfrau und ihrem Gesang hörten, wurden in ihrem Herzen so bewegt, daß sie den steilen Berg erklommen, um das Wunder aus der Nähe zu sehen;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber wenn sie hinauf kamen, fanden sie niemand auf dem Berge. Doch erzählten wohl die Fischerknaben, wenn sie vom nächtlichen Fang in die Dörfer heimkehrten, wie zur Zeit des letzten Abendrots eine schöne Jungfrau sich zu ihnen gesellt und ihnen eine Stelle gezeigt hätte, wo sie fischen sollten; und sie wiesen den reichen Fang, den sie gemacht hatten.

Der Sohn des Pfalzgrafen, dem das Land gehörte, kam einmal mit seinem Vater auf sein Schloß am Rhein und hörte die Leute von der Jungfrau sagen, die priesen ihre Schönheit und ihr wunderbares Singen. Da wurde der Jüngling von großer Liebe entzündet, daß er keine Ruhe fand und beschloß, die Jungfrau zu gewinnen. Er ging nach Oberwesel, mietete ein Schifflein und befahl den Fährleuten, den Rhein hinab und an den Berg zu rudern. Als die Sonne hinter St. Goar versunken war und die ersten Sterne im Strome schimmerten, kamen sie an den Felsen. Da saß auch die Jungfrau, gar nicht weit vom Ufer, auf einem Stein. Sie flocht Blumen in ihr goldenes Haar und sang ihr Lied, das klang so wunderbar und wonnig über die Flut, daß dem jungen Grafen sein Herz bis in die Kehle schlug. Und obgleich das Schifflein noch zu weit vom Ufer schwamm, mochte er sich nicht mehr enthalten; er sprang über Bord und versank in den Wellen, die da um den Felsen strudeln.

Voll Angst und Schrecken hielten die Schiffer den Nachen mit Rudern gegen den Strom und hofften, daß der Jüngling aus dem Strome tauche und sie ihn retten könnten. Sie warteten vergebens und fuhren endlich in dunkler Nacht heimwärts und sagten die Kunde von dem Unglücke in ihrem Dorfe, und so erfuhr es auch der Pfalzgraf auf seinem Schloß. Der rief im Schmerz um den verlornen Sohn und Zorn über die arge Zauberei, die ihn verdorben hatte, nach Rittern und Knechten, denen gebot er, die Hexe, lebendig oder tot, in seine Gewalt zu bringen.

Der reisige Hauf kam um den Abend an den Berg, den sie umstellten, daß die Jungfrau nicht entweichen möchte; und der Hauptmann stieg mit den Kühnsten und Stärksten unter großen Mühen und nicht ohne Zagen an den Felsen hinauf, bis sie den Gipfel erreichten. Da sahen sie die Jungfrau sitzen, sie spielte mit der Kette, die ihr um den Hals ging, und rief den Männern zu, was sie hier, so spät im Abend, suchten. „Dich suchen wir,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

du arge Hexe!" rief der Hauptmann, „und wollen dich in den Rhein stürzen." — „Ei!" sprach sie, „der Rhein wird mich schon holen, eh' ihr Hand an mich könnt legen." Sie stand auf, warf die Kette in den Rhein und sang zum Strome hin:

„Vater, Vater, geschwind, geschwind,
Die weißen Rosse schick deinem Kind!
Will reiten mit Wogen und Wind."

Sogleich erbrauste es in der Tiefe und in den Lüften, die Flut stieg empor und füllte das Tal mit Gischt und Wogen, zwei schaumgekrönte Wellen rollten über den Berg und trugen die Jungfrau, wie auf Rosses Rücken, in die Tiefe, da verschwand sie im Strome.

Die Männer standen wie erstarrt vor dem Wunder und sahen wohl, daß hier menschliche Macht nicht helfen konnte, weil die Jungfrau kein irdisches Wesen war, sondern eine Nixe oder Rheintochter. Der Hauptmann stieg mit ihnen hinab, rief seine Wachen zusammen, und sie zogen heim, um dem Pfalzgrafen die schlimme Nachricht zu bringen. Als sie vor das Schloß kamen, sahen sie alle Fenster von Licht strahlen und hörten lauten Jubel. Der junge Graf war eben heimgekommen: eine Welle hatte ihn ans Ufer getragen. —

Seit dieser Zeit ließ die Jungfrau sich nicht mehr auf dem Lorlei hören, aber sie mag dort noch ihr Wesen haben; denn oftmals erzählten Wanderer, die über den Berg kamen, daß sie jemand hinter den Felsen hörten, der ihre Worte nachrief.

Sterrenberg und Liebenstein

Die Trümmer der Burgen, die unsere Sage nennt, liegen auf den Spitzen der Bergkuppe, die sich bei dem Wallfahrtsort Bornhofen am Rhein erhebt. Aus dem Sattel, der die Höhen scheidet, steigt eine finstere Mauer auf, der Rest eines festen Werkes, das einstens den Aufstieg zu der Burg beschützte. Im Mund des Volkes wird sie Streitmauer geheißen, und die Burgen sind dem Rheinfahrer vertraut unter dem Namen der feindlichen Brüder.

Im zwölften Jahrhundert, so erzählt die Sage, wohnte auf dem Sterrenberg ein guter Edelmann, der besaß am Rhein hinauf und hinab und weit ins Land reiches Gut an Höfen, Wäldern und Weinbergen. Er hatte zwei Söhne, trotzige, wilde Bursche,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und eine blinde Tochter. Weil er nun denken mochte, daß der ungestüme Sinn seiner Söhne nicht dulden werde, daß sie in einem Burgring friedlich miteinander hausten, ließ er neben dem Sterrenberg die Burg Liebenstein errichten und bestimmte sie seinem zweiten Sohn. Nach seinem Tode sollten die Söhne, also war sein Wille, das reiche Erbe gemeinsam besitzen und in brüderlicher Eintracht genießen, doch was an Geld vorhanden war, mit der blinden Schwester teilen.

Als der Vater gestorben war und sie ans Teilen kamen, fanden sie in den Truhen solchen Reichtum an geprägtem Golde, daß es nicht zu zählen war, weshalb sie einig wurden, es mit dem Scheffel auseinander zu messen. Da trieb die Gier nach dem Golde die Brüder zu einer bösen Tat an ihrer blinden Schwester: jedesmal, wenn sie ihr den dritten Scheffel füllen sollten, kehrten sie das Maß um und deckten seinen hohlen Rand mit Goldstücken, und die Blinde merkte ihre Falschheit nicht, daß sie glaubte, ihr volles Maß zu empfangen, so oft sie ihre Hände über den strichvollen Bodenrand führten. So ward sie um den größten Teil ihres Erbes betrogen, ohne es zu wissen. Doch ihr Herz stand nicht nach den Freuden der Welt, weil sie frommen Sinnes und längst entschlossen war, nach dem Tod des Vaters aus der Welt zu gehen und ihr Leben Gott zu weihen. So schied sie von den Brüdern und stapfte an ihrem Stab von der Burg ins Tal hinab, wo sie zu armen Fischerleuten einkehrte und Werkleute rufen ließ, die sollten von ihrem Erbe ein Kirchlein bauen und ein Kloster.

Den Brüdern geriet die Falschheit an ihrer unschuldigen Schwester nicht zum Segen. Es war, als ob seit jener gemeinen Tat ihre Herzen ganz verfinstert und jeder brüderlichen Liebe verschlossen seien. Der Steg, den der Vater zu freundlichem Verkehr zwischen ihren Burgen hatte bauen lassen, wurde selten und bald gar nicht mehr von ihnen betreten; denn ehe ein Jahr verging, lagen sie in bitterm Streit über den Nießbrauch des väterlichen Erbes. Ihre Knechte zankten um Weidetrift und Ernte, daß es zu Schlägen und Blutvergießen kam, Wälder und Weinberge zerstört wurden und ihre Hirten nur noch unter dem Schutz von Reisigen zur Weide treiben konnten. Aus der brüderlichen Eintracht war grimme Fehde aufgestanden. In einer dunkeln Nacht wurde jener Steg von dem Älteren auf Sterrenberg zerstört und an seiner Stelle

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Mauerwerk begonnen, das heute noch die Burgen scheidet. Herden wurden geraubt, Hüter und Winzer erschlagen, Höfe und Häuser gingen in Flammen auf. Tag und Nacht blieben die Burgtore verschlossen, die Brücken aufgezogen, und Schleuderer und Bogenschützen spähten von den Mauerzinnen hinüber und herüber, ob nicht der reisige Hauf des einen hervorbreche, um die Burg des Bruders zu überfallen.

Zu dieser Zeit war im Tal das fromme Werk der Schwester in Gottes Segen vollendet, und ihre Boten stiegen hinauf nach Liebenstein und Sterrenberg, die Brüder zum Weihefest zu laden. Und beide kamen; doch als sie vor der Kirchenpforte mit finsteren Augen auf gleichem Weg einander trafen und ihre Hände schon nach den Schwerten zuckten, klang oben von dem Turm das Friedensglöcklein, und die blinde Schwester trat hervor und streckte ihnen beide Hände zugleich zum Gruße dar. Da fuhr die Macht des Gottesfriedens, der von ihrer weißen Stirn über den erloschenen Augen strahlte, und die lächelnde Bruderliebe des stummen Mundes wie ein Licht der Gnade in zwei harte Herzen, daß sie nicht wehrten, als der Schwester Hände die ihren ineinander fügte. So traten sie als Brüder vor Gottes Angesicht in das Gotteshaus und stiegen nach dem Amt und liebreichem Abschied von der wiedergefundenen Schwester vereint den Berg hinauf, und ehe sie sich mit neuem Handschlag trennten, waren sie sich eins geworden, am andern Tage den ersten brüderlichen Pürschgang zu tun, und wer der erste wach sei, sollte den andern mit einem Bolzenschuß an den Laden seiner Schlafkammer wecken.

Als der Sterrenberger in der Morgenkühle den Laden seiner Kammer aufstieß, sah er drüben das Fenster noch geschlossen, er spannte die Armbrust, und wie er die Sehne klingen hörte, flog drüben der Laden auf, und er sah im Augenblick des Bruders Bild in der Öffnung und gleich wieder nicht. In banger Ahnung stürmte er hinüber, und da er in die Kammer trat, lag der Bruder rücklings auf den Dielen, den brüderlichen Pfeil im Herzen.

Sie trugen seinen Leib ins Tal und betteten ihn zur letzten Ruhe in der Schwester Gotteshaus. Tränen und verzweifelte Klagen, die der Sterrenberger an seinem Grabe tat, konnten ihm das unruhige Herz nicht stillen, obgleich er sich frei wußte von jeder Schuld. Er fühlte Gottes Zorn und Strafe in seiner Tat. So schied er von der Schwester und all seinem Eigen und wallte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in Pilgersweise zum Heiligen Grab, wo er den Frieden der Seele zu finden hoffte.

Er ist nicht heimgekehrt; die Burgen zerfielen, und das reiche Erbe kam an andere.

Die sieben Jungfrauen

Von einem Berge hinter Wesel schaut Burg Schönberg in den Rhein. Dort lebten einst sieben Schwestern, die nannte man die sieben schönen Gräfinnen, und die Rede von ihrer Schönheit ging weit über Land, so daß von nah und fern die adeligen Jünglinge kamen, um sie zu freien. Und wer einer der Sieben in die Augen sah, der mußte sein Herz an sie verlieren und immer wiederkommen. So ging es durch das Burgtor ein und aus wie in einem Taubenschlag und war täglich ein Leben in den Sälen, als ob der König Hoftag hielte. Das behagte den sieben Schönen recht von Herzen; denn sie liebten Tanz und Gelag und dachten, lange so zu leben, und nicht ans Heiraten. Das währte so durch ein paar Jahre hin, ohne daß einer der Freier sich hätte sagen dürfen, er habe das Herz seiner Schönen gewonnen. Des langen Werbens ward mancher überdrüssig und kam nicht wieder; aber für einen, der ausblieb, kamen zwei neue und flatterten um die kecken Augen. Bis ihnen doch am Ende die Flügel lahm und die Herzen grämlich wurden, daß die Wackersten unter ihnen einen Packt schlossen: sie wollten die Burg gegen weiteren Zustrom durch ihre Reisigen abschließen und den sieben Schönen dartun, zwischen zwei Dingen zu wählen: entweder jede nehme den, der ihr der liebste sei, oder sie säßen bis zum Lebensende eingeschlossen auf Schönberg.

Die Schwestern schienen erstlich nicht wenig betroffen, als der Keckste ihnen diese Forderung vorbrachte; aber der weiblichen List fiel bald das Mittel ein, die lästigen Freier sich vom Halse zu schaffen und ihnen dazu die schönste Nase ins Gesicht zu drehen. Sie schickten ein Kammerjüngferchen in den Saal, das mußte ansagen: die Gräfinnen wären gern bereit, ihren Verehrern willig zu sein, drum solle morgen in einer Woche jedweder, der Anspruch täte auf ihre Hand, auf dem Schönberg sich einstellen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auf dem gesetzten Tag saßen ihrer auch zwanzig um den großen Eichentisch in der Halle, als das Jüngferchen wieder hereintrippelte. Und trug vor sich auf silberner Platte zwanzig Rollen aus Pergament, deren jede mit buntem Band, just in den Farben jedes Freiers, umwickelt war. „Die Gräfinnen", sagte die Jungfer, spöttisch knixend, „erkennen mit Dank, daß ihr, einer wie der andere, treu und ehrlich geworben habt; darum wollen sie auch jedem die gleiche Aussicht und das Los entscheiden lassen. In sieben von diesen Rollen ist der Name einer Dame eingeschrieben, und wer einen Namen in seinem Lose findet, mag noch heut die Braut grüßen. Nun tut euere Wahl." — Was weibliche Schalkheit ausgesonnen hatte, mußte sich erfüllen: jeder der zwanzig Freier griff nach dem Pergament, das seine Farben trug; und als sie die Bänder abgewunden und jeder auf seinem Blatt gelesen, ob ein Name darauf stand und welcher: da war erst das Wundern so groß, daß manchem das Maul klaffen blieb; denn als sie die Glücklichen ansahen, denen ein Wort in ihrer Rolle stand, da waren es die Ungeschaffensten unter den Zwanzig, deren jeder solchen Mißwachs am Leibe trug, um den er sich bei der ärmsten Dirne einen Korb hätte holen müssen. So gab es nach der Stille bald Freude und Verdruß um den großen Tisch, Spottlachen und unwirsches Schelten. Indes sagte die Jungfer, es möchten die Erwählten in den Frauensaal treten, wo ihre Bräute warteten. Die glücklichen Sieben ahnten nichts von dem bösen Streich, der für ihre Nasen bereit war; sie folgten der Jungfer, doch als sie in das Frauengemach traten, lächelten ihnen von der Wand wohl sieben schöne Gesichter zu, aber die waren nur gemalt und ließen sich nicht in den Arm nehmen.

Derweil waren die sieben Gräfinnen mit ihren Frauen und Dienern heimlich aus der Burg den Berg hinab an den Rhein gekommen, da lag ein Schifflein bereit mit bunten Fahnen und grünen Kränzen. Das ruderten die Knechte rasch hinüber in den Mund der Lahn, wo die Schönen eine Burg besaßen und nun vergnüglich hausten, indem sie sich noch lange der Nasen ergötzten, die sie den Unverschämten ins Gesicht gedreht hatten.

An der Stelle gleich unter Wesel, wo die Gräfinnen über den Rhein fuhren, werden bei seichtem Wasser beizeiten sieben spitze Felsen sichtbar, die Schiffer heißen sie, in launiger Erinnerung an jenen Mädchenstreich, die sieben Jungfrauen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Fräulein vom Stein

Als Napoleons Stern über den russischen Eisfeldern erloschen war und der stolze Kaiser seine ruhmlose Flucht im Schlitten zu Paris geendet hatte, fuhr der Lenzwind der Hoffnung auch durch die deutschen Herzen am Rhein. Und ein junges Edelfräulein an der Nahe, die Tochter des grimmigsten Franzenhassers, des Freiherrn vom Stein, schrieb in jenen unvergeßlichen Märztagen ihrem Verlobten, der irgendwo in Preußen auf der hohen Schule war, einen Mahnbrief, des Inhalts, daß sie von ihrem Verlobten nichts anderes erwarte, als was tausend deutsche Jünglinge schon getan hätten. Doch der Brief kam nicht an den Empfänger, sondern in die Hände des französischen Kommandanten in Mainz. Und dem Franzmann schien es gelegen, den gallischen Ingrimm, den sie an dem fernen Vater nicht auslassen konnten, an dem jungen Kind zu kühlen.

Also ließ er sie, nebst ihren Verwandten, auf der Burg an der Nahe verhaften und in Mainz vor ein Gericht französischer Offiziere stellen. Die vergaßen in ihrem Haß alle Ritterlichkeit und verurteilten das Mädchen, gleich einer gemeinen Dirne, zum Straßenkehren, indem sie so die eigene Ehre in den Dreck warfen.

Mit Trommelschlag und Trompetenton wurde die Bürgerschaft auf die Straße gerufen; denn es ging nicht so sehr um die Gerechtigkeit, als um ein schadenfrohes Schauspiel für den Haß. Hinter Tambour und Hornist, zwischen rotgerockten Bütteln wurde das Edelfräulein durch die Stadt geführt. Da schritt sie mit blonden Locken und im weißen Kleid daher und fegte den Kot französischer Gäule aus den Gassen. Aber wo sie den Bürgern vorbeischritt, da griff jede Hand nach dem Hute, und die bloßen Häupter neigten sich in Ehrfurcht tief vor dem zarten Kinde. So daß die Franzosen an solcher Huldigung wenig Freude erlebten und ihr vor der Zeit ein Ende machten. Denn jeder von ihnen fühlte das Schauspiel als eine Niederlage und hinter seinen Fersen schon den eisernen Besen, der sie alle aus dem Lande fegen sollte. So hatten die Straßen des goldenen Mainz einen deutschen Siegeszug gesehen, ehe noch an der Katzbach und bei Leipzig die ehernen Würfel gefallen waren.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Korporal Spohn

Es ist für den Soldaten keine leichte Sache, auch dem ungeliebten Herrn Eid und Treue zu halten, nicht allein in guten Tagen, mehr noch in Gefahr und Verhängnis, bis auf den bittern Tod. Solche Treue bewies ein Koblenzer Kind, Korporal Martin Spohn, dem großen Napoleon in der Schlacht bei Austerlitz und rettete damit den Franzosen ihren Kaiser und dem Kaiser Sieg und Leben.

Als die Schlacht nicht gut stand für den Franzmann, weil die kaiserlich österreichischen und russischen Geschwader die Reiterei des Korsen aus dem Feld geschlagen und sein Fußvolk auf dem einen Flügel umgangen hatten, daß die Reihen sich auf einen dichten Wald zurückziehen mußten, kam der Feldherr selber auf seinem Schimmel angesprengt, um nach dem Rechten zu sehen. Und in seinem Unbedacht geriet er so nahe an die streifenden Kosaken, daß die seiner gewärtig wurden und ihre Gäule auf den blanken Schimmel rennen ließen. Da mußte der Kaiser seinem Roß die Zügel lassen und die Sporen einsetzen, kam auch seinen Verfolgern ein gut Stück vorauf, bis an den Wald, aber da gab's kein Weiter mehr, denn der Wald war weithin mit einem Astverhau verschanzt, und dahinter lagen rheinländische Grenadiere in der Abwehr. Martin Spohn aus Koblenz sah des Kaisers Not — den er an seinem Roß und Stern wohl kannte —, warf die Flinte hin, sprang über die Schanze, griff dem Schimmel in den Zügel und half dem Kaiser aus den Bügeln. Dann setzte er des Kaisers dreieckigen Hut, der ihm abgefallen war, aufs Ohr, saß mit einem Sprung im Sattel und lenkte das Roß wieder gegen die Kosaken, indes der Kaiser zu den Seinen in den Wald stiefelte, wo er sicher war.

Derweil hatten die raschen Steppenreiter den kaiserlichen Schimmel schon erwischt und beim Zügel genommen und wollten ihren Fang in Sicherheit bringen. Aber ein Offizier erkannte gleich an den Federn, was für einen Vogel sie gefaßt hatten, und daß es kein Kaiser war, sondern nur ein Korporal von den Grenadieren. Da war es um den Spohn geschehen, und im Nu hatten sie ihn aus dem Sattel gehauen und führten den Kaiserschimmel davon.

Seit der Zeit geht in Koblenz und am Rhein die Sage von dem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

großen und dem kleinen Korporal. Martin Spohn heißt in der Geschichte der große Korporal, denn er starb für seinen Herrn als ein rechter Held, und Napoleon heißt der kleine Korporal, weil er das Fersengeld bezahlte und ohne seinen Schimmel heimkam.

Siegfried und Genoveva

Zur Zeit, als der Hausmeier Karl an eines Königs Statt das Frankenreich regierte, fiel von Süden her aus Spanien ein zahlreiches Volk, Mauren oder Sarazenen genannt, in die Christenheit, die verbrannten das Land weithin, raubten und erschlugen männiglich, der ihnen widerstand. Also daß in solcher Not der tapfere Karl die Herzöge, Grafen und Barone des ganzen Reiches zu einem Heerzug laden ließ.

Des Königs Boten kamen auch zu Siegfried, dem tapfern Grafen im Maifelder Gau auf seiner Burg zu Simmern. Der säumte sich nicht, sondern rüstete seine Dienstleute und Knechte aufs beste, und als sie bereit waren zu reiten, befahl er Burg und Land, auch seine schöne Gemahlin Genoveva, der Hut und Treue eines jungen Dienstmanns, dem Golo, der sein Verwandter und dem Herrn sonderlich vertraut war; dann ritt er hin mit seiner Schar.

Genoveva war des Herzogs von Brabant Tochter und Siegfried erst vor kurzen Monden vermählt worden. Den jungen Burgvogt, der sie vordem nur selten und mit Ehrfucht gesehen hatte, kam bald der Hochmut an, weil sein Herr ihn nicht über sein Gut allein, sondern auch über seine Gemahlin als Hüter gesetzt hatte; und da er nun oftmal in ihre Nähe kam, faßte er in solcher Eitelkeit eine unerlaubte Liebe zu ihr. Die ließ ihm keine Ruhe, und weil des Grafen Heimkehr sich weit ins Jahr hinauszog und die Kunde kam, es seien von den Sarazenen viele adelige Franken erschlagen, schrieb er einen falschen Brief, als wenn Herr Siegfried auch bei den Toten wäre; den las er der Gräfin vor. Und da sie weinend saß, trat er zu ihr und sagte, sie brauche nicht zu trauern, denn Siegfrieds Erbe sei in seinen Händen wohl bewahrt, und es gezieme sich, daß sie ihm, den der heimgegangene Graf an seine Stelle gesetzt habe, die Hand zur Ehe reiche. Über das Ansinnen war die edle, fromme Frau tief in der Seele verletzt, und als der Junge in seinen Reden fortfuhr und gar ver-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

suchte, sie in seinen Arm zu ziehen, stieß sie ihn von sich und schlug ihn aus gerechtem Zorn in das Gesicht, verbot ihm auch, fürderhin noch unter ihre Augen zu treten.

Da Golos falsche Liebe sich so getäuscht sah, wurde sie zu einem grimmigen Haß auf die edle Frau; und weil es ihm unerträglich war, daß sie gegen alle ihre Mägde und Diener liebevoll und freundlich war, doch für ihn allein kein gutes Wort und keinen Blick hatte, fing er an, sie hart zu behandeln. Er trennte sie von ihren Leuten, die ihm doch gehorchen mußten, und hielt sie eingeschlossen in einem unwohnlichen Gemach, das fast ein Gefängnis war, und wo keiner zu ihr gehen durfte als ein altes Weib. Das war dem Bösewicht vertraut und redete täglich auf Genoveva ein, daß sie den Anträgen Golos, der nach des Grafen Tod doch Herr im Lande sei, Gehör gebe. In solcher Not kam Genovevas schwere Stunde, daß sie in ihrem Gefängnis dem Siegfried einen Sohn gebar; den taufte sie in ihrem großen Leide auf den Namen Schmerzenreich.

Kurz darauf kam ein Knecht von Siegfried auf die Burg geritten mit Botschaft an Golo, daß die Mohren geschlagen und vertrieben und der Graf in dem Streit eine Wunde empfangen habe, die wolle er zu Straßburg von einem guten Arzt heilen lassen und dann heimkehren. Nun sollte der Bote wieder nach Straßburg reiten und dem Grafen Kunde bringen, wie's auf der Burg stehe, und sonderlich von Genoveva, seinem lieben Ehegemahl.

Da erschrak Golo und wußte sich keinen Rat, wie er dem Grafen antworten solle. In seiner Angst ging er zu jenem alten Weibe, und sie sprach zu ihm: „Jetzt magst du die hochmütige Gräfin strafen, wie dir gefällt. Reit selber nach Straßburg zu dem Grafen und sage ihm, sie sei gleich nach seiner Abreise mit dem Koch, der ihr lange schon vertraut gewesen, in Ehebruch gefallen und habe in dieser Sünde ein Kind geboren. Der Graf wird in seinem Zorn befehlen, daß sie mit dem Kind getötet werde." Golo tat bald nach den Worten des Weibes; er trat mit falschen Tränen vor den Grafen und klagte seine Herrin an. Da seufzte Siegfried aus tiefem Herzeleid, und der Lügner sprach zu ihm: „Herr, trauert nicht um die Ungetreue, die nicht mehr verdient, daß sie Euer Weib heiße. Straft sie, wie das einer Ehebrecherin geziemt, und laßt sie mit ihrem Kind ertränken." Da sagte der Graf,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der an den Worten seines Dieners nicht zweifelte: „So falsch und ehrlos sie an mir gewesen ist, so kann ich selber sie doch nicht strafen. Reit du heim und laß sie töten, eh ich komme, damit ich nichts mehr von ihr sehe noch höre."

Golo ritt nach Simmern und rief zwei Jäger, denen befahl er im Namen des Grafen, die Gräfin hinauszuführen und sie im Walde mit dem Knaben zu töten. Die harten Männer führten die Frau in den Wald, und als sie an einer heimlichen Stelle waren und ihre Waffen gegen die Wehrlosen erheben sollten, sprach der eine: „Es kommt mich schwer an, solches Werk zu tun. Warum richtet der Graf nicht selber und sollen wir das heimlich tun?" „Wohl", sagte der andere, „auch ich habe noch keinem Wehrlosen ein Leid getan. Lassen wir sie hier im Walde, da werden die reißenden Tiere ihr Werk an ihnen tun." Also ließen sie die Frau los und gingen fort; und weil sie dem Herrn ein Zeichen bringen sollten, daß sie ihr Werk getan, schnitten sie ihrem Hund die Zunge aus und gaben sie Golo, als sei das Genovevas Zunge.

Genoveva war mit ihrem Söhnlein immerzu in den Wald geschritten, so lange ihre schwachen Arme es tragen konnten. An einer Felswand fand sie eine Höhle, deren Eingang dichtes Gedörn bedeckte. Darein schloff sie, um einen Schutz vor dem wilden Getier zu haben, und bereitete ein Lager aus welkem Laub. Aber schon am andern Tag begann ihre große Not; da sie nichts gegessen hatte, konnte sie das Kind nicht nähren, es jammerte vor Hunger, und sie preßte es vergeblich an ihre Brust. Zuletzt konnte sie sein Wimmern nicht mehr anhören, sie legte es vor der Höhle auf das Moos, kniete abseits und flehte aus der Not ihres Herzens, Gott möchte ihnen Hilfe senden oder sie durch einen raschen Tod von aller Not erlösen. Darüber ward sie still im Gemüte und trat wieder zu ihrem Kinde hin und sah das große Wunder: eine Hirschkuh stand über ihm, und es sog an ihrem Euter, und als es sich satt und in den Schlaf getrunken hatte, sprang das Tier fort in den Wald. Doch vor dem Abend kam es wieder und so Tag um Tag und ward zutraulich wie ein Lamm. Für sich selber suchte Genoveva die späten Beeren, die noch an den Sträuchern hingen, sie grub Wurzeln aus der Erde und stillte daran ihren Hunger.

Der Knabe wuchs und gedieh. Das mütterliche Tier, das ihn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

genährt hatte, ward sein erster Spielgesell. Er jubelte und sang mit den Vögeln, sprang mit Hase und Reh durchs Gebüsch und kletterte wie ein Eichhorn nach Nüssen und Eiern, die brachte er seiner Mutter, daß sie nicht Hungers litten. So lebten sie durch Sommerslust und Wintersnot bis ins siebente Jahr und wußten nichts von Freud und Jammer in der Welt.

Pfalzgraf Siegfried hauste nach seiner Heimkehr still und traurig auf der Burg, und niemals sprach er von seinem Ehegemahl noch nannte er ihren Namen; denn sein Herz war voll Zorn und Gram. Nun geschah es, daß er zur Zeit der zwölf Nächte*) eine große Jagd in dem Walde hielt, in dem Genoveva wohnte; und da hetzten seine Hunde eine Hirschkuh; und der Graf folgte der Jagd so eilig, daß er seinen Leuten vorauf kam. Das Tier drang in ein Gebüsch, und die Hunde folgten ihm, da schlugen sie laut und zornig an und fuhren aus dem Busch zurück. Jetzt trat der Graf auch dazu, und als er die Büsche zur Seite bog, sah er ein nacktes Weib, die wehrte mit einem Stock die Hunde von der Hindin, die zu den Füßen eines nackten Knaben lag. Voll Staunen sah der Graf das Wunder, rief die Hunde zurück und sprach: „Bist du ein menschliches Wesen oder ein Gespenst des Waldes?" „Ach", sagte Genoveva, „ich bin eine Christin; doch werft mir Euern Mantel her, daß ich mich bedecke, denn ich bin bloß." Der Graf tat nach ihrem Wunsch; und sie kam mit Zittern hervor, den Knaben an der Hand, denn sie hatte ihren lieben Herrn und Gemahl gleich erkannt. „Warum gehst du nackt zur Winterszeit?" fragte er. „Meine Kleider sind vom Alter zerfallen, und ich traute mich nicht zu den Menschen; denn ich bin eine Ausgestoßene und lebe hier seit mehr als sechs Jahren." „Wessen ist der Knabe?" — „Er ist mein Kind." — „Wer ist sein Vater?" — „Er ist Pfalzgraf Siegfrieds Sohn." Als der Graf den eigenen Namen hörte, erbebte er in der Tiefe des Herzens und dachte an seine Gemahlin Genoveva. Da erkannte er auch gleich auf ihrer Wange das Mal einer Wunde, die sie in ihrer Jugend empfangen hatte. „Reich mir deine Hand!" sagte er, und da sah er an ihrem Finger den Goldreif, mit dem sie ihm war angetraut worden. „So bist du mein ehelich Weib und ich dein Gemahl, und das ist unser Kind!" rief der Graf, umfing sie mit den Armen, küßte sie und hob den Knaben an sein Herz.

*) Von Weihnacht bis Dreikönigstag.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Dann hob er das Horn und blies den Jagdruf, und bis die Jäger herzukamen, erzählte Genoveva ihm, wie Golo sie bedrängt und verraten und wie Gott sie an diesen Ort geführt und wunderbar erhalten hatte. Als der Graf Golos Untreue erkannte, zitterte er vor Grimm. Da kam auch der Verräter mit den anderen Jägern herbei; und als er die Frau in des Grafen Armen und den Knaben sah, gedachte er seiner Freveltat und wäre gern weit fort gewesen. Da sprach der Graf zu ihnen: „Diese ist mein liebes Ehegemahl Genoveva und euere Herrin, die Gott wunderbar errettet und beim Leben erhalten hat in dieser Wildnis. Greift den Ehrlosen, der sie verraten hat, daß er seine Strafe empfange!" Viele Dienstleute erkannten Genoveva gleich und drängten sich zu ihr, um ihre Hände zu küssen. Golo wurde gefangen und zur verdienten Strafe in den Turm geführt. (Der Graf ließ ihn später also richten, daß vier starke Ochsen, die noch nicht im Geschirr gegangen waren, ihn lebendigen Leibes auseinander rissen.)

Nun wollte Siegfried mit seiner geliebten Gemahlin heimziehen; aber sie konnte sich so leicht nicht trennen von dem Orte, an dem sie Gottes Gnade so sichtbarlich erfahren hatte. Sie bat den Grafen, daß er von Trier den frommen Bischof Hidolf rufen lasse, damit er den Ort weihe, und ein Kirchlein da gebaut werde. Erst als das geschehen war, folgte sie dem Grafen auf die Burg. Da ließ Siegfried eine große Hochzeit anstellen; doch von all den Speisen, die aufgetragen wurden, konnte Genoveva nichts genießen, und man mußte ihr Kräuter und Waldwurzeln holen, davon sie so lange gelebt hatte, das mußte ihre Speise sein.

Genoveva lebte nach ihrer Heimkehr nicht lange bei ihrem Gemahl, da starb sie zu seinem großen Leide. Doch tröstete er sich des starken Sohnes, den sie ihm hinterlassen hatte, und ließ ihren Leib in der Waldkirche, die an ihrem Zufluchtsort erbaut ward, zur Ruhe bestatten. Das Kirchlein liegt in Frauenkirchen unweit Mayen; manche Wunder sind dort geschehen, und noch zu dieser Zeit wird es von frommen Pilgern heimgesucht.

Die Nachtigallen von Himmerode

Als Bernhard, der Abt aus dem Kloster Heilenthal in Frankreich, an den Rhein geritten kam, das heilige Kreuz und den Krieg gegen die Sarazenen zu predigen, herbergte er bei den Brüdern

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

seines Ordens zu Himmerode. Was er da von dem geistlichen Leben seiner Brüder sah, erfüllte das Herz des strengen Beters mit tiefem Gram und Sorge: nicht, daß sie im Chor träge gesungen oder sonst den heiligen Dienst schlecht versehen hätten — daran hätte auch der strengste Richter keinen Tadel gefunden. Aber bei Tisch und Mahl hatten sie der klösterlichen Zucht so ganz vergessen, daß sie, statt geistlicher Lesung, die des Vaters Benediktus Regel gebot, weltliche Lieder hatten von Helden, Rittern und schönen Frauen und sogar der Abt die Laute schlug und dazu sang von König Rothers Fahrt ins Morgenland.

Mit Trauer im Herzen saß der fromme Mann nach dem Nachtgebet im Chor in der Gastzelle und sann über den Grund solcher Verderbnis; denn er wollte am andern Tag in dem Kapitel, das der Abt zu des Gastes Ehren berufen hatte, den Brüdern recht ins Herz reden, daß sie von ihrer weltlichen Art lassen und Gottes Lob allein verkünden möchten. Vom Garten her wehte der Duft der lieblichen Maiennacht in die Zelle, und da am dunkeln Himmel die Sterne aufleuchteten, hob es aus den Büschen an zu flöten und zu trillern, und das Lied von ungezählten Nachtigallen schwoll wie ein mächtiger Chor voll Brunst und Glückverlangen in die milde Nacht hin. Da fing dem Heiligen das Herz gar seltsam an zu klopfen, daß er die längst geschwichtete Stimme seines Blutes bis in die Schläfe dringen fühlte; die Worte des Gebetes, das er zum Herrn gesprochen hatte, stockten ihm auf den Lippen, und all sein Denken versank ihm für den Augenblick in einem süßen Traum von Freud und Liebe der schönen Welt. Doch als der Chor der Sängerinnen fort erklang und wie eine laue Flut die Zelle und das weite Tal erfüllte, stand ihm mit einmal der Gedanke in der Seele, daß bei solchem Liebeswettgesang auch das strengste Herz erweichen und zu weltlicher Lust und Schönheit hingezogen werden müßte.

Da stand Sankt Bernhard auf, schritt aus der Zelle und durch die stillen Klostergänge hinaus in den Garten. Und mitten in dem süßen Tönen blieb er stehen, hob die Arme wie zum Beten auf und sprach: „Ihr Nachtigallen, die ihr mit euerm heißen Lied Schlaf und Andacht meiner armen Brüder stört, ich gebiete euch bei heiligem Gehorsam, den jegliches Geschöpf dem höchsten Herrn schuldet: hört auf mit Singen, erhebt die Flügel und fliegt hinweg dem Morgen und dem Abend zu in andere Täler, wo euer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lied den Dienst des Herrn nicht stört und nicht die Herzen der Geweihten irret!"

Und als der heilige Mann die Arme sinken ließ, verstummte ringsum der Gesang wie in Klagen und Schluchzen, aus den Büschen hob sich ein leises Rauschen von Fittichschlagen, das über die dunkeln Schatten in die Ferne huschte, und erstarb in einer tiefen Stille. Niemals, so sagt man, habe, seitdem Bernhard die Nachtigallen aus dem Tal von Himmerode bannte, noch eine dort gesungen. Aber am Rhein, da singen sie in den kühlen Gründen der Täler zu allen Jahren süß und wonnesam zur Ehre ihres Herrn und Schöpfers und zur Freude glücklicher Menschen, und immerfort weckt ihr Singen Seligkeit und neue Lieder in den Herzen.

Das Weinfelder Maar

Wo jetzt das Weinfelder Maar zwischen kahlen Hängen in seiner dunkeln Tiefe den Himmel spiegelt, lag vor alten Zeiten ein freundlicher, grüner Hügel, den eine feste Burg krönte. Darin hauste ein Edelmann, der war kühn und stark, doch eines gar zu milden Herzens, so daß er seinem Ehegemahl in allem vollen Willen ließ. Die Burgherrin war eine schöne, stolze Frau, aber hochfahrend und ohne Milde gegen Arme und Elende, und sie führte ein böses Regiment auf der Burg und in den Dörfern, die dazu gehörten. Ihre Knechte und Mägde waren nicht besser gesinnt als die Herrin und dienten ihr in allem nach Laune und Befehl. Kam ein Bettelweib in den Burghof, dann ließen sie die Hunde los; die Bauern, die Zins und Gülten brachten, wurden nicht bewirtet, wie das die Sitte forderte, sondern gescholten und geschlagen, und das arge Weib hätte das Brot lieber unter die Füße getreten, als einen Hungrigen damit zu erquicken.

Auf einen Tag war der Ritter mit einem treuen Knecht zu jagen in den Wald geritten, und da er den Habicht auf die Hand nehmen wollte, merkte er, daß er seine Handschuh hinter sich gelassen hatte. Er schickte den Knecht heim, sie zu holen, stieg ab und streckte sich im Schatten nieder, indes sein Roß zu grasen am Hügel ging. Nicht lange drauf sprengte der Knecht gar ungestüm zurück und rief dem Herrn, noch eh sein Pferd zum Stehen kam: „Ach Herr, ein gräßliches Unglück ist geschehen! Unsere Burg ist

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

in einem schwarzen Wasser versunken." Der Ritter sprang voll Schrecken auf, denn er meinte, der Knecht habe den Verstand verloren. „Du redest irr", sagte er, „was du sagst, ist so unmöglich, als mein Falchert hier ein Brünnlein scharren kann." Indem fing das Roß auch schon zu scharren an, und unter seinen Hufen brach ein sprudelnder Quell aus der Erde.

Dem Ritter stockte das Herz, er saß zu Pferde und sprengte, den Diener hinter sich, heimwärts. Als er aus dem Walde kam, sah er, wo der grüne Hügel mit der Burg gelegen hatte, in die leere Luft, und vor den Füßen seines Rosses fiel ein Abgrund, wie vom Feuer kahl gesengt, in die Tiefe, darin ein dunkles Wasser lag. Als sie voll Entsetzen hinabschauten, sahen sie etwas Weißes nach der Stelle des Ufers treiben, an der sie hielten. Sie saßen ab und stiegen hinunter. Da war eine Wiege, und in der Wiege schlummerte des Ritters Söhnlein so sanft und ruhig, als liege es in der sichern Kammer. Der Ritter erwachte aus seinem Schrecken, hob das Kind in seine Arme, stieg mit dem Knecht zu Roß und ritt hinweg von der Stätte, an der Gott so furchtbar gerichtet hatte.

Er ist niemals wiedergekommen. Am Ufer des dunkeln Sees wurde später ein Kirchlein erbaut, in dessen Schatten die Toten des nahen Dorfes zur letzten Ruhe bestattet werden, und auch der Wanderer, der nichts von dieser Sage weiß, fühlt etwas von dem Grauen, das über der Stille und Öde der Landschaft liegt, die sein Schritt durchmißt.

Der geteilte Ring

Als der heilige Bernhard am Rhein den Krieg gegen die Sarazenen gepredigt und die göttliche Liebe in den Herzen zu loderndem Feuer entzündet hatte, nahmen viele das Kreuz: Bischöfe und Fürsten, Grafen und Ritter, dazu unzähliges Volk von Bauern und Knechten, und gelobten die Kreuzfahrt in das heilige Land. Und im Frühjahr, als überall am Rhein die Scharen auszogen, um mit König Konrad aus Schwaben die Donau hinabzureiten, da schied auch Eberhard, der Burggraf von Oberkayl, von seinem Weib und Eigen. Ehe er aber in den Sattel stieg, zog er von der Hand der Gräfin den goldenen Trauring, brach ihn zwischen den Fingern, gab ihr das eine Stück und ließ sie das andere in den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ärmel seines Leibrocks nähen. „Wer dir das Wahrzeichen bringt", sprach er, „dem magst du wohl trauen, daß er mein Bote ist."

Im heißen Sand des Morgenlandes mußten die Kreuzfahrer manchen harten Strauß ausfechten mit Türken und Sarazenen; manch wildes Herz wurde da für immer still, und mancher starke Arm erlahmte von Hunger und langem Kämpfen, so daß viele gefangen und in die Knechtschaft geführt wurden. Als nach drei Jahren König Konrad heimritt, weil das Reich in Nöten stand, lag auch Graf Eberhard in der Gewalt der Türken; und die Burggräfin auf Oberkayl wartete vergeblich auf ihren Herrn. Ein Ritter aus der Nähe, der mit ins Morgenland geritten und nun heimgekehrt war, brachte die Kunde, daß ihr Gemahl gefangen sei. Nicht lange darauf gingen falsche Pilger, von jenem Ritter geworben, durch die Dörfer und Burgen der Eifel, die sagten aus, Herr Eberhard sei in türkischer Gefangenschaft an seinen Wunden gestorben. Da weinte die edle Frau und trauerte mit ihren Dienstleuten, und jener Ritter kam oftmals zu ihr und sprach: „Laßt Euer Weinen, Gräfin, denn Euer Gemahl lebt in Gottes Himmel seliger, als in der Gewalt der grausamen Türken. Denkt an Eure Jungen, an Eure Burgen und Höfe, an die Dienstleute und Knechte, die Euch geblieben sind und die sich freuten, wenn Ihr ihnen einen neuen Herrn gäbet. Ihr solltet wieder heiraten."

Lange Zeit wehrte sich die Gräfin gegen solchen Rat, denn sie gedachte des halben Ringes, den sie verwahrte, und daß sie noch keine treue Botschaft von ihrem Gemahl empfangen hätte. Aber als die Jahre hingingen und auch Freunde und Verwandte ihr zuredeten, wieder einen Mann zu nehmen, hörte sie auf die Werbung des falschen Ritters und versprach ihm die Hochzeit.

Derweil nun auf Oberkayl alles zur Hochzeit gerüstet ward, lag der Graf im fernen Türkenland mit schweren Ketten gebunden und litt harte Sehnsucht nach seinem Gemahl und seinen treuen Dienern. So sprach er bei sich selber: „Ach Gott, so du mir vergönnest, daß ich Weib und Eigen und die Wälder meiner Heimat wiedersehe, will ich zu deiner und deiner lieben Heiligen Ehren ein Kirchlein bauen und aufs beste schmücken lassen!" Darnach schlief er ein, und als er aufwachte und um sich schaute, lag er auf weichem Moos in einem grünen Wald, und über ihm sangen die Vögel. Er glaubte, daß er träume, da sah er an Händen und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Füßen die Fesseln zerbrochen, die er seit Jahren getragen, und hörte nicht weit von sich Kühe brüllen.

Da stand er auf und schritt in den Wald und traf bald einen Kuhhirten, den fragte er, an welchem Ort er sich befände. Der Mann sprach: „Nicht weit von Oberkayl, das liegt unten im Tale." „Wohnt da nicht ein Graf auf einer Burg?" fragte er weiter. Der Hirt sprach: „Die Burg ist da, aber der Graf ist ins Mohrenland geritten, und sie sagen, daß er dort gestorben sei. Darum will auch die Gräfin einen andern heiraten, und just heute ist der Hochzeitstag." Der Graf sprach zu dem Hirten: „Du kannst dir einen guten Lohn verdienen, wenn du mich auf die Burg führst und der Gräfin eine Botschaft von mir sagen willst."

Der Hirt war dazu bereit, er rief seinem Hütejungen, hieß ihn auf die Herde achten und schritt mit dem Fremden ins Tal und zur Burg hinauf. Da schickte der Graf den Hirten in die Burg und hieß ihn der Gräfin sagen, draußen warte ein fremder Mann, der mit ihr sprechen müsse, noch ehe sie in die Kirche ginge. Die Diener wiesen den Boten fort, die Frau Gräfin habe heut nicht Zeit für fahrendes Volk, und da er nicht gleich gehen wollte, schrien sie ihn mit lauten Worten an. Das hörte die Gräfin, sie kam aus ihrem Gemach und fragte, was da wäre. Der Hirt sagte seinen Auftrag, und die Gräfin hieß sogleich den Fremden hereinführen und die Diener das Gemach verlassen.

Als der Graf vor seiner Gemahlin stand, die schon im Hochzeitskleide war, fragte er, ob sie wohl noch den halben Ring habe, den Graf Eberhard ihr ließ, als er dem Kaiser zuritt. Die Gräfin sprach: „Den Ring habe ich gehütet als meinen besten Schatz. Da ist er." Sie ging zu ihrer Truhe, wo sie ihn verwahrt hatte, und hielt ihn dem Grafen dar. Der griff in sein Gewand, zog die andere Hälfte hervor, fügte die Stücke aneinander, daß man kaum sehen mochte, wo der Ring gebrochen war, und hielt ihn der Gräfin vor Augen, indem er sprach: „Nun sind wir wieder vereint wie ehemals, als ich den Ring zerbrach und von dir schied." Da erkannte sie ihn als ihren lieben Herrn und Gemahl und erfuhr zugleich, daß der andere sie betrogen hatte. Sie rief nach ihren Dienern und sprach: „Graf Eberhard ist wiedergekommen!" Das Wort lief wie ein Sturmwind durch das Schloß. Der falsche Ritter und seine Gäste eilten ohne Abschied nach ihren Pferden und ritten eilends aus der Burg.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Graf Eberhard lebte noch lange glücklich mit seiner Gemahlin, und die Kirche zu den vierzehn Nothelfern in Frohnert, die noch heute steht, ist die Erfüllung des Gelübdes, daß er in harter Not getan hatte.

Die treue Burgfrau

Oberhalb Bertrichs liegt im Tal des Uesbachs eine Höhe, auf der ein Wald die Trümmer einer Burg fast überwachsen hat. Darin hauste in alter Zeit einer von jenen argen Rittern, die ihres Standes Ehre vergessen hatten, daß sie an Wegen und Brücken lauerten, die Kaufleute ausraubten und in den Burgturm warfen, bis ihre Freunde sie mit vielem Gelde lösten.

Dieses Ritters Taten waren so arg, daß viele Klagen über ihn vor den Landesfürsten kamen; der sandte Reiter aus, die den Stegreifritter sollten fangen. Sie fanden auch die Huftritte seiner Raubschar oft genug auf Feld und Wiesen; aber wenn sie ihnen nachritten, war es immer vergebens; niemals trafen sie auf die Räuber. Die hatten nämlich eine List erdacht, daß sie ihren Gäulen die Eisen verkehrt auf die Hufe genagelt hatten, weshalb die Verfolger immer nach der falschen Richtung suchten.

Der Schade, den das Land von solchem Rauben litt, war so groß, daß die Herren sich einig wurden, die Entersburg, so hieß das Raubnest, zu bestürmen. So zogen sie mit Roß und Mann davor und ließen es sich sauer werden, erst den steilen Berg und dann die Mauern und Türme mit Leitern zu ersteigen. Die Raubgesellen wehrten sich wacker und schlugen so manchen Sturm ab, daß man einig wurde, kein Menschenleben mehr daran zu setzen, sondern die Burg so lange einzuschließen, bis der Hunger die Räuber heraustriebe.

Sie mußten lange warten, bis der stumme Würger sein Werk getan hatte; aber endlich trat doch oben einer auf die Zinne und winkte ihnen zu. Als sie näher traten, sahen sie, daß es die Burgfrau war, die sprach zu ihnen: „Die Burg soll euch übergeben werden mit Gut und Leben, so ihr erlaubt, daß ich frei ausgehe und soviel mit mir nehme, als ich in einer Wanne auf dem Kopfe tragen kann."

Sie waren des Liegens vor der Burg schon lange müde und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hatten ein solches Angebot auch kaum erwartet, da die auf der Burg wohl wissen mußten, daß ihrer keiner lebend über die Klinge kommen würde. So ward der Burgfrau zugesagt, was sie geheischt hatte. Die Brücke senkte sich, das Tor ward aufgetan, und die Frau kam mit einer gedeckten Wanne auf dem Kopf heraus und schritt stillen Gangs den Reisigen vorbei, die sich vor der Brücke drängten, weil jeder der erste sein wollte an der Beute.

Derweil die Burg geplündert wurde, im Hof das Blut der Raubgesellen floß und auf dem Dach der rote Hahn die Flügel schlug, kam die Edelfrau mit ihrer Traglast bis in ein kleines Tal, das dichter Wald bedeckte. Da setzte sie die Wanne ab, darin sie ihren Ehegemahl aus dem Tod getragen hatte; denn weiter deckte der Wald beider Flucht.

Nach dem, was dort geschah, ward jenes Tal das Wannetal geheißen und heißet so noch bis auf diesen Tag.

Die Müllerhexe

Zwischen Hillesheim und Bahlsdorf liegt eine Mühle, auf der haben einmal, als der Alte Fritz sieben Jahre mit seinen Feinden kriegen mußte, Hexen ihr Wesen gehabt. Wenn ein neuer Mahlknecht in die Mühle kam, so hat es jedesmal nicht lange gedauert, bis man ihn, mit zerquetschtem Halse, tot unterm Mühlrad fand. So kam es bald, daß kein Bursch mehr in die Mühle wollte, und sollte gemahlen werden, so mußte der Müller selber an den Kasten.

Da geschah es eines Tages, daß ein junger Bursch im Soldatenrock in das Haus des Müllers kam, der bat um ein Unterkommen für die Nacht. Das wurde ihm nicht abgeschlagen, und als er mit den Müllersleuten am Tische saß und das gute Essen ihn erquickt hatte, fing er an zu erzählen. Er war aus dem Bayerland daheim, von den Werbern aufgegriffen und gegen seinen Willen in den Krieg gekommen. Da ging's stramm her mit Marschieren und Kämpfern, und bald quälte ihn der Jammer nach Hause, daß er für sein Leben gern ausgerissen wäre. Aber er fand lange keine Gelegenheit, weil die Rekruten gar scharf bewacht wurden. In den letzten Tagen war sein Regiment im Gefecht gewesen, da waren die Kameraden zumeist gefallen und die übrigen nach allen Seiten geflohen. Dabei hatte er sich in den Wald geschlagen und endlich dieses abgelegene Haus und freundliche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aufnahme gefunden. „Wenn ich nur wüßte, wo ich mein Brot verdienen könnte", sagte er, „so wollte ich warten, bis die Soldaten aus dem Lande sind, und dann heim wandern."

Der Müller, der gern einen neuen Mahlburschen gehabt hätte, sprach zu ihm: „Wenn du dich aufs Müllerwerk verstündest, könntest du als Knecht in meiner Mühle arbeiten, so lang es dir gefällt." Das traf sich gut; denn der Soldat war eines Müllers Sohn und mit solcher Arbeit wohl vertraut; also wurde er mit dem Müller eins und sollte seinen Dienst gleich den andern Tag antreten. „So werden wir das alte Rad, das so lange stillstand, bald wieder knarren hören", sagte die Müllersfrau zu ihren Nachbarinnen, die bei ihr in der Stube saßen und ihre Spinnräder schnurren ließen.

Am andern Tag zog der Bursch einen Müllerkittel an, und der Müller führte ihn in die Mühle. Da beschaute er erst das Werk, stellte es zurecht, und bald klapperte das Mahlwerk; der Bursch stand am Kasten, schüttete Korn auf und hängte den Mehlsack unter. So mahlte er lustig bis zum Abend, und als es dunkel geworden war, ging er in die Küche, zündete auf dem Herd ein Feuer, stellte das mitgebrachte Essen dazu und begann, aus dem Holz, das da lag, neue Kammen zu hauen für das Triebwerk; denn er hatte wohl gesehen, daß manche abgebrochen oder morsch geworden waren. Und weil ihm das Herz im Leibe vor Freude sprang, daß er nicht mehr Soldat war, sondern ein rechter Müllerbursch wie daheim in seines Vaters Mühle, sang er die schönsten Soldatenlieder, die er beim Regiment gelernt hatte und die ihm jetzt erst fröhlich von den Lippen flossen.

Mit einmal war hinter ihm ein gelles Katzengeschrei, daß ihm die Ohren schrillten. Die werden sich schon ausschreien, dachte der Bursch, hieb einen Span um den andern von dem glatten Eichenholz und schob die Späne ins Feuer, daß es hell aufflammte. Die Katzen schrien weiter, dicht unter dem Fenster, und da sprang eine herein, gerade auf den Block, auf dem er seine Kammen zuhieb. Die war kohlschwarz und übergroß, glotzte ihn an, als habe sie Feuer gefressen, buckelte und schrie ganz entsetzlich. Dabei fuhr sie mit einer Tatze von sich, als wolle sie die Späne wegklauben. „Spiel nur, wenn dir's Spaß macht", sagte der Bursch, „aber komm mir nicht unters Messer!" Fuhr ruhig mit seiner Arbeit fort, und als sie den Schwanz sträubte, so steif und breit wie einen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Müllerbesen, und nach seiner Hand klaute, tat er einen raschen Hieb zur Seite und hieb ihr zwischen Bein und Pfote.

Im Augenblick tat es einen gewaltigen Krach und schrien die Katzen, daß ihn bis ins Mark schauerte. Da vor ihm auf dem Block lag ein blutiger Arm, aber die Katzen waren verschwunden und alles totenstill, daß er das Feuer knistern hörte. Er arbeitete noch bis zum Morgen, dann schloß er die Mühle und ging ins Müllerhaus. Und als der Müller selber ihm Brot und Käse zum Frühstück vorsetzte, fragte der Bursch: „Was Meister, ist die Frau noch nicht munter?" „Ach", sagte der Müller, „sie liegt im Bett und klagt über Schmerzen im rechten Arm." „Das ist schon möglich, daß sie Schmerzen hat", sagte der Bursch, „denn ihr Arm liegt in der Mühle auf dem Haustock." „Was sagst du da?" fragte der Müller erschrocken, „so wär sie ja eine Hexe." „So wird's wohl sein", sprach der Bursch, „laßt nur den Arzt kommen; anders verblutet sie noch."

Der Bursch ging hinaus, und bald kam der Arzt, der fand die Müllerin ohne ihren rechten Arm, und so wurde es kund, daß sie eine Hexe war. Darauf kamen die Herren vom Gericht und haben sie peinlich ins Verhör genommen, und da mußte sie bekennen, daß sie mit ihren Nachbarinnen die fünf Mahlburschen erwürgt hatte. Die Hexen wurden allesamt verbrannt, und seitdem hat es auf der Mühle nicht mehr gespukt, aber es heißt da immer noch „in der Hexenmühle".

Pflugberg und Feyental

Otto Meyer zugeeignet

Südwärts Mechernich am Feybachtal ragt ein stumpfer Berg über die Nachbarhöhen, der Pflugberg geheißen, von dem die Sage geht, daß er vor Zeiten eine Burg getragen. Darin hauste, als die Herren vom Drimborn und Wildenburg als Stegreifritter das Land unsicher machten, ein wackerer Ritter. Der nährte sich, nicht anders als die Bauern von Callmuth und Lorbach, die seine Zinsleute waren, kümmerlich genug von dem Ertrag der mageren Acker um den Pflugberg. Er hätte mit der Schar seiner starken Söhne wohl weniger ärmlich leben können, wäre er mit seinen Nachbarn auf den Raub geritten. Denn oft genug hatten sie ihn angesprochen und gesagt, wenn er die Straße über den

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Pflugberg sperre, daß alle Kaufzüge unten durchs Tal ziehen müßten, wollten sie die Beute mit ihm teilen. Aber das war nicht nach dem ritterlichen Sinn des Pflugbergers, und als die Schnapphähne wieder einmal in ihn drängten, kam er so in Zorn, daß er sie aus der Burg wies und ihnen sagte, er würde sie mit Hunden den Berg hinabhetzen, so sie noch einmal von Raub und Teilen sprächen. Weshalb sie ihm, als sie aus dem Tor ritten, zuriefen, dann solle er sich nicht wundern, wenn seine Mauern an einem frühen Morgen zusammenstürzten und ihn samt seiner Hungerbrut begrüben.

Der Alte wußte wohl, daß seine Nachbarn ihm nicht in den Wind gedroht hatten. Also ging er noch am gleichen Tag in seine Dörfer und rief die herzhaftesten der Bauern zur Burg hinauf, damit er dem Angriff seiner Nachbarn standhalten könne. Und als er durch den Schluchtweg heimging, hörte er Hilfe schreien und Fluchen. Er riß die Klinge aus dem Gurt, stürmte vorwärts, und als er an die Wegwende kam, sah er einen gar kleinen Mann mit weißem Bart, der wehrte sich gegen zwei Drimborner Knechte, die wollten ihm einen roten Beutel aus der Hand winden. Da fuhr das Schwert des Pflugbergers über die Köpfe der Strauchdiebe, daß der eine gleich tot niederstürzte und der andere mit einem deftigen Schmiß den Hang hinauf ins Gehölz entlief. Der Ritter sprach dem Männlein freundlich zu und hieß ihn mit zur Burg hinaufgehen und sich da von seinem Schrecken erholen.

Als der Kleine an des Ritters Tische saß und die Burgfrau einfache Bauernkost, Brot und Käse aufgetragen hatte, nahm er nur ein paar Bröcklein. Dann knüpfte er sein Säcklein auf, schüttete den Inhalt auf den Tisch — das war pures gemünztes Gold — und sprach: „Herr, Ihr habt mir das Leben gerettet, und ich bin Euch Dank schuldig geworden. So nehmt das Gold; es ist kaum genug, Euere wackere Tat zu lohnen." So viel Gold hatte keiner auf dem Pflugberg je gesehen, und der Glanz stach dem Ritter in die Augen, er hätte im Augenblick fast vergessen, daß Gutes tun Ritterpflicht und mit keinem Gold zu lohnen ist. Die Burgfrau sah, was ihren Herrn anfocht; da legte sie ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Was Gott lohnen will, ist mit Gold nicht aufzuwiegen." Da besann er sich und sprach zu dem Kleinen: „Ich tat an Euch nur meine Pflicht; behaltet Euer Geld, und versucht unsere Armut nicht." Das Männlein strich sein

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Gold wieder in den Beutel, lächelte in den Bart: „Da Ihr kein Gold nehmen wollt, muß Euch ein anderer Dank werden; denn kein gutes Werk bleibt unvergolten." Stand auf und wollte sich nicht über Nacht halten lassen, sondern ging nach kurzem Gruß zum Tor hinaus und in die Nacht davon.

Am andern Tage kam es so, wie der Pflugberger erwartet hatte: kaum hatte er das Häuflein Männer, die aus dem Tal gekommen waren, mit dem bäuerlichen Rüstzeug seiner Waffenkammer wehrhaft gemacht und auf Turm und Tor zur Wache gestellt, da kamen die Feinde schon den Berg hinauf. Mit Schießen und Werfen aus der Weite mochten sie dem festen Hause wenig schaden. Aber als sie Leitern anlegten und hinaufstiegen, waren oben genug starke Arme, die sie mit Stangen und Spießen von der Zinne stießen, so daß mancher mit zerschlagenen Gliedern auf den scharfen Steinen liegen blieb. Da gaben sie das Stürmen auf und hielten die Burg umschlossen. Drinnen war das Wenige, das Keller und Kammer hielten, bald verzehrt, und der Hunger schnitt den Belagerten so scharf ins Eingeweide, daß der Pflugberger eines Abends übers Tor trat und hinabrief, er wolle ihnen die Burg zu eigen geben, wenn sie ihn mit seinen Leuten frei ziehen ließen. Aus dem Wut- und Hohngeschrei, mit dem sie ihm antworteten, verstand er wohl, daß sie ihm keine Gnade schenken würden. Da tat er, was dem Kriegsmann vor einem übermächtigen, unbarmherzigen Feind zu tun ziemt: er rief seine Söhne und Dienstleute in den Saal und fragte sie, ob sie mit ihm am frühen Morgen aus der Burg brechen wollten. Sie waren alle eines Sinnes mit ihrem Herrn, und auch die Burgfrau ging nach Schild und Schwert; denn lieber wollte sie mit ihren Lieben im Streite sterben, als den Räubern in die Hände fallen.

Vor Taganbruch stand die kleine Schar gewappnet in der Vorburg, und als der Ritter eben dem Knecht winken wollte, daß er die Brücke fallen ließe und das Tor aufwinde, kam der jüngste Pflugberger, der noch ein Knabe war, aus der Burg gelaufen und rief: „Vater, im Burghof sind die Bodensteine eingesunken und ist eine tiefe Grube wie ein Schacht, und eine Stiege führt hinab!" „Gott will uns retten", sprach die fromme Mutter, „der Schoß seiner Erde ist barmherziger als die Herzen dieser adeligen Räuber." Also ward das Tor nicht aufgetan, und alle gingen in den Burghof. Da sahen sie die Öffnung in die dunkle Tiefe

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gähnen, und kühle Luft fuhr daraus um ihre heißen Wangen. Sie stiegen, einen um den andern, hinab und fanden unten einen weiten Stollen durch den Berg gehauen; dem schritten sie nach und sahen nach langem Tasten und Stolpern Licht vor sich und kamen endlich über dem Feybach aus dem Berg. Nahebei lag eine Mühle, die zur Burg gehörte. Dahin gingen sie; der Pflugberger schickte seine Leute heim nach Haus und Kindern und blieb mit den Seinen in der Mühle.

So herzlich er sich der Rettung aus dem sichern Tode freute, so lag die Sorge um sein festes Haus doch schwer auf seiner Brust; also stieg er mit seinem Ältesten vor dem Abend aus dem Tal hinauf. Da sahen sie das Wildenburger Banner auf dem Turm wehen; das war seinen Augen schon zuviel; er hieß den Sohn weitersteigen und ihm Kunde bringen, dann stieg er im Dunkel wieder zu Tal und kam an den Ort, wo sie am Morgen aus dem Berg gekommen waren. Da wollte er nach dem Stollen sehen, fand aber in dem Gestein keinen Eingang in den Berg. Und als er sich an einen Baum lehnte und, in Nachdenken versunken, gegen die Schroffe blickte, war es ihm, als öffne sich vor ihm der Berg, und Licht strahlte heraus. Indem sah er das Männlein, das er vor den Räubern gerettet hatte; nur schien es ihm noch viel winziger an Gestalt, doch mit dem gleichen Lächeln um den Mund. Hinter ihm wimmelte ein schwarzes Volk von Wichtlein, alle bärtig, mit Kappen auf den Köpfen, mit Berglichtern und Gezäh in Händen. Sie traten artig und in Reihen aus dem Berg, als tanzten sie nach der sanften Musik, die dazu summte. Und nachdem sie alle ihm vorbeigeschritten, schwebte aus dem Spalt ein holdes Frauenbild mit Krone und Schleier auf ihn zu, und da er vor all dem Glanz die Augen mit der Hand decken wollte, neigte sich die Fey und stieß ihren Stab ins Gestein, daß es weißblendend in Flammen aufzischte. Und er hörte ihre feine Stimme, mehr singen als sprechen:

„Eisen glühe, Eisen sprühe,
Eisen blank, Feyen Dank."

Als er die Hand von den Augen nahm, stand er allein im tiefen Dunkel und ging vertaumelt heim zur Mühle. Da empfingen die Seinen ihn mit lautem Ruf, und wie im Traume hörte er den Sohn von einem andern Wunder erzählen: als er den Pflugberg

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hinaufgestiegen und soweit gekommen war, daß ihm die Burg ganz vor Augen lag, sei plötzlich eine grelle Lohe aus dem Berg gefahren und dann ein dunkler Rauch, der wie eine Wolke über der Burg schwebte, und darin sei die Burg versunken.

Des andern Tages gingen sie miteinander am Feybach hinab, und als sie an die Stelle kamen, wo der Alte die Jungfer Fey gesehen hatte, sprang sein Jüngster daher und hielt einen Brocken frisch geschmolzen Eisen in der Hand. Da ließ er sich die Stelle zeigen, wo er das gefunden hatte: es war der Fleck, da sie ihren Stab ins Gestein gestoßen hatte, und gleich ging ihm durch den Sinn, was das Sprüchlein bedeute, das er gestern abend hatte singen hören.

Er hob den Brocken auf und zeigte ihn nach Jahr und Tag, als er schon in der neuen Burg zu Callmuth wohnte — denn er hatte sich, wie jedermann, gescheut, den Pflugberg zu betreten —, einem durchwandernden Eisenschmelzer, der aus Steyermark gen Welschland ziehen wollte. Der ging mit ihm ins Feyental und erkannte das Gestein, das da zu Tag stand, als bestes Eisenerz. Worauf er sich bereden ließ, im Land zu bleiben und mit den Leuten des Pflugberges Öfen zu bauen und Erz zu brechen, so daß ihrem Fleiß Wohlstand und Friede im weiten Umkreis folgten.

Denn von den Raubrittern und ihren Gesellen hat sich nichts mehr sehen lassen; sie müssen mit der Burg in den Abgrund gesunken sein, in den dunkeln Pfuhl, der jetzt, wo einst die Burg stand, auf der Höhe des Pflugbergs liegt.

Das Schloß im Laacher See

Wer an einem Sturm- und Gewittertag den Laacher See besucht, mag sich wundern, wie unheimlich die Landschaft dann erscheint. Die stille Wasserfläche, die bei Sonnenschein wie ein blauer Spiegel sich streckt, in dem Uferberge, Wald und Wolken ihr schimmerndes Bild schauen, ist dann grau und düster, starke Wellen ziehen mit weißen Schaumkämmen und stürzen gleich Unholden in die Schlünde, die zwischen den Schatten der Berge und finstern Wolken zu klaffen scheinen. Wenn ein Blitz zuckt, scheinen die Höhen wie feurige Riesen, die aus der Unterwelt fahren, und die Donner rollen wie Hohnlachen der Hölle an den Bergwänden hinab in die Täler. Es schauert in der Seele

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

des Wanderers, den hieoben solches Schauspiel überfällt, und er begreift die Sage, die aus alter Zeit sich erhalten hat und so erzählt:

Einst ruhte auf der Fläche des Sees und auf seinen Ufern ewiger Friede, und die Felseninsel, die aus seiner Mitte emporragte, trug ein mit Zinnen gekröntes Schloß, in dem hausten lange Jahre tapfere, adelige Ritter und milde, schöne Frauen. Bis daß ein wilder Raubgraf die Burg gewann, der Schrecken und Unheil rundum im Lande stiftete. Die Bauern, die ihm zinsen mußten, quälte er mit harter Last an Steuer und Arbeit, kleine Vergehen strafte er mit Schlägen und dem Verlust von Nasen und Ohren, bei mancher Jagd hetzte er die Treiber mit Hunden und Peitsche, bis sie tot niedersanken. Einmal, nach einer Jagd und wüstem Zechen, ward er krank und lag durch Wochen auf den Tod danieder, und so nahe am Tode, kam ihn die große Furcht an, wie er, nach so wildem Leben, vor dem ewigen Richter bestehen werde. Da beschloß er, einmal seine Sünden zu beichten, um seiner Angst ledig zu werden.

Als er genesen und seiner Glieder wieder mächtig war, löste er den Kahn von der Burgtreppe und ruderte zum Ufer hin, wo bei einer Kapelle ein greiser Prieser als Klausner lebte. Den rief er in das Kirchlein und bekannte ihm die vielen Untaten seines langen Sündenlebens. Der Greis erschauerte im Herzen über dem Abgrund von Roheit und Gewalt an Armen und Schwachen, deren Zeuge er geworden war. Doch, eingedenk der göttlichen Gerechtigkeit, mahnte er den Sünder, Gottes Barmherzigkeit durch wahre Reue und ein Leben der Buße zu erwerben. Von seinem Hab und Gut solle er jeden getanen Schaden gutmachen, im Bußhemd, mit der Sünderkerze in der Hand vor der Kirche knien und die Gemeinde um Gebet für seine arme Seele anflehen, bis der Priester ihm die Lossprechung gebe.

So harter Buße hatte der Graf sich nicht versehen; er meinte, das Bekenntnis sei ihm mehr als genug, um seiner Angst ledig zu werden. So sprang die alte Bosheit, die er noch nicht verwunden hatte, gleich einem Raubtier in seinem Herzen auf: er zückte die Waffe und stieß sie dem Priester in die Brust. Der fiel an den Stufen des Altars zu Boden, hob noch, wie zur Wehr und Mahnung, seine Rechte und hauchte dann den letzten Atem aus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Mörder verließ die Kapelle und trat am Ufer in den Kahn, um heimzufahren nach der Burg. Über dem See hing ein schweres Wetter, der Wind war aufgesprungen, und die Wellen ruckten in kurzen Stößen auf und ab. Der Ritter legte sich mächtig in die Riemen und trieb den Nachen der Burg zu. Aber bevor er den halben Weg gewonnen hatte, fiel tiefe Dunkelheit auf den See, der Sturm schnob und heulte, und der Nachen wirbelte wie ein Ball auf den empörten Wellen. Die schlugen ihm die Riemen aus der Hand, und als er aufsprang, sie wieder zu ergreifen, zuckte ein Blitz herab, in dessen grellem Licht sah er des sterbenden Priesters Angesicht und seine ausgestreckte Hand aus den Wellen tauchen. Er taumelte wie von einem Schlag aufs Haupt zu Boden, und über ihm flammte der Blitz zum zweitenmal, und in dem Flammenmeer und Höllenkrachen versanken Felsen, Burg und Kahn in den Abgrund des Sees.

Seitdem zogen sich die Unwetter oft über dem See zusammen, und das ließ erst nach, als man an der Stelle, wo der Greuel des Gottesfrevels geschah, eine Kirche samt einem Kloster nach Sankt Benedikts Regel erbaute, darin fromme Mönche stündlich beteten und sangen in der Ehre Gottes.

Der Mönch zu Heisterbach

Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach wandelte vor Vesperzeit im Garten und las in dem heiligen Buch. Darin fand er geschrieben, daß einmal der Herr zu Petrus diese Worte sprach: „Denn tausend Jahr sind vor dem Herrn wie ein Tag und wie eine Nachtwache."

Das Wort des Herrn griff den Bruder mächtig an, und seine Gedanken suchten aus großer Unruhe des Herzens nach dem Sinn, der sich darin verbergen mochte. So schritt er weiter ins Gehölz und setzte sich, in Sinnen ganz verloren, auf einen Stein am Berge. — Bis ihn der Klang der Glocke zu der Vesper rief, ein kühler Wind ihm durch die Haare fuhr und vor seinen Füßen ein Vogel aufhuschte ins Gezweig. Da stand er auf und schritt der Kirche eilig zu, daß er den Anfang des Gebetes nicht versäume.

Und wie er aus dem Chore schon die Brüder singen hörte, trat er rasch herzu und schritt leise hinter dem Chorgestühl daher nach seinem Platz, damit er nicht die Beter störe. Da fand er nun, daß,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegen alle Regel, ein anderer in seinem Stuhl saß. So wartet er im Kirchendämmer, bis der Gesang verstummte und die Brüder aus dem Chor zu Tische gingen, da trat er unter ihnen in den hellen Saal und schaute um nach seinem Platze, auf dem er wieder einen andern sitzen fand. Dem blickt er ins Gesicht, das war ihm fremd; fremd waren ihm auch die anderen Gesichter, die sich über de Tafel neigten, und fremd der Abt auf seinem Stuhl. Jetzt fanden auch die Brüder, daß ein unbekannter, ungezählter Mönch unter ihnen war, und wiesen ihn dem Abte. Der winkte ihn freundlich zu sich und fragte ihn nach Namen und Begehr. Nun war es totenstill im Saale, als sich der Bruder nannte und der Abt ihm antwortet: „Des Namens hieß hier keiner, seit dreihundert Jahren; denn der zuletzt ihn trug, hieß ein Zweifler und verlor sich in der Welt."

Da ward dem Zweifler Gottes Wunder klar, daß ihm wie eine Flut der kalte Schauer durch die Adern rann und er nach seinem Herzen griff. Und wäre wohl zur Erde hingesunken, hätten nicht der Brüder Arme ihn sanft umfangen und auf einen Stuhl gebettet. „Gott gnade meiner Seele!" sprach er mit bleichen Lippen; dann sank das Haupt ihm auf die Brust. Und zu dem Toten trat der fromme Abt, drückte, ihm die Augen zu und sprach in ernster Stille all der Brüder: „So weiß er nun, daß Gottes Wesen nicht steht nach Jahr und Tag."

Treue Liebe

Zwischen Remagen und Bonn, gegenüber den Sieben Bergen, drängt sich ein stumpfer Bergstock an den Rhein, der trägt auf seiner Kuppe einen mächtigen Bogen aus grob gefügtem Mauerwerk, den Sommers und Winters die immergrünen Ranken des Efeus überkleiden. Rolandseck wird der Fels geheißen und jener Burgrest, der ihn krönt, der Rolandsbogen. Und eine Sage lebt seit alter Zeit im Herzen des rheinischen Volkes, die erzählt, daß Held Roland, Kaiser Karls löwenherziger Schwestersohn, an diesem Ort gestorben sei, nachdem er von den schweren Wunden, die er bei Ronceval empfing, genesen war und heimgekehrt.

Er hatte, bevor er mit dem kaiserlichen Ohm zu Felde ritt, am Rheine eine Braut gewonnen und war, mit ihres Vaters Segen und unter heißen Tränen der schönen Hildegard, mit dem Heer-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

bann ausgezogen. Und als die tapfern Sarazenen gebändigt waren durch die Schärfe der christlichen Waffen und Kaiser Karls Scharen durch die wilden Schluchten der Pyrenäen heimritten, vertraute er dem kühnen Roland die Nachhut, damit er und die Seinen nach langen, harten Kämpfen sicher in die Heimat führen, ins süße Frankenreich. Aber ein Verräter aus dem eignen Volk, dessen Namen jedes Dichters Zunge seitdem mit Abscheu nannte, rief die zersprengten Feindeshaufen wieder zusammen und führte sie auf verborgenen Steigen über das Gebirg ins Tal hinab. Da fielen sie an einem nebeldunkeln Herbsttag das Häuflein an, das die Paßhöhe schirmte, und erschlugen in bitterm Streit Rolands Heergesellen, und zuletzt fiel auch der Kühne, dessen Waffenruhm die ganze Christenheit erfüllt hatte.

Große Klage geschah um den gefallenen Helden in den Städten und Burgen des weiten Frankenreichs; von der Garonne bis an den Rhein erscholl sie in den Liedern der Sänger, die seinen letzten Kampf priesen, und sie weinte aus den Augen schöner Frauen, denen das Bild des ritterlichen Helden vor der Seele stand. Eine nur gab es, die nicht weinte, da Schmerz und Jammer den Quell ihrer Tränen versiegen und ihren Mund verstummen ließen. Hildegards Augen erloschen in ihrem Glanz, als die Kunde in ihre Seele drang, und ihr fröhliches Angesicht versteinte. Durch viele Tage sprach sie kein Wort, dann trat sie still vor ihren Vater und bat um seinen Abschiedssegen: „Ich will auf Nonnenwerth ins Kloster gehen, in Gott und im Gebete leben, bis der Tod mich meinem Liebsten zugesellt." Mit wundem Herzen ließ der alte Graf die Tochter ziehen, die Klosterpforte schied die schöne Hildegard von der Welt, die ihr im Lenze noch so hold erschienen und jetzt nur ein Tal voll bitterm Jammer war. Und bevor im andern Frühjahr die Schneeglöckchen im Klostergarten erblühten und die ersten Lerchen schmetterten, fiel Hildegards blondes Haar unter der Schere, und das Gelübde ewiger Entsagung band ihr Leben an die andere Welt.

Indes war jener, um dessen Tod sie sich nicht hatte trösten können, auf wunderbare Weise beim Leben erhalten worden. Ein edler Sarazene, der nach dem Mordgewühl im Tal von Roncevaal das Kampffeld zu beschauen ging, hatte hinter einem Wall von Leichen seiner Landsleute den gefallenen Roland gefunden und erkannt. Voll tiefer Ehrfurcht vor des Feindes Hel-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

demmut beugt er sich nieder, seine Wunden zu küssen, und fühlte mit Staunen noch schwaches Leben pochen in der wunden Brust. Er hob ihn auf sein Reittier und führte es mit der teuren Last in sanftem Schritt ins Mohrenland hinab, wo er in der nächsten Stadt den Verwundeten einem weisen Arzt in Pflege gab. Und war in seinem Herzen froh, daß er durch solche Tat jenes falschen Franken Frevel zu einem Teil doch sühnen konnte.

Ehe der Schnee in den Tälern schmolz, war Held Roland von seinen Wunden und aller Schwäche genesen. Sein ritterlicher Gastfreund geleitete ihn auf sicheren Wegen über das Gebirge und schied von ihm, wo das süße Frankenreich mit breiten Tälern und grünen Ackern aus der Tiefe grüßte.

Die Veilchen dufteten, und Vögel zwitscherten im Gehölz, als Roland durchs Frankenland geritten kam. Sein Herz zog ihn gewaltig an den Rhein, der Liebsten zu, die er in Sehnsucht seiner Heimkehr warten dachte. Als die ersten Nachtigallen schlugen, ritt er durch seines Schwiegers Burgtor. Kein Jubelruf begrüßte ihn; vor seinem Anblick erstarrten die Gesichter der Dienstleute, als sähen sie sein Gespenst. Stummen Mundes geleiten sie ihn in des Herrn Gemach: die Braut, die er zu umfangen gehofft hatte, war für ewig von ihm geschieden.

Roland klagte und jammerte nicht. Am andern Morgen ging er stumm und einsam aus der Burg und stieg den Fels hinan, von dessen Höhe er über den Rhein und das sanfte Eiland blicken konnte, auf der das weiße Klosterhaus der frommen Frauen unter grünen Wipfeln lag. Da saß er fortan Tag um Tag und starrte in die Weite: ob er nicht aus den Fenstern oder zwischen den Beeten des Gartens einen Schleier wehen sähe als stummen Gruß für seine Liebe. Nicht selten kam er auch zur Nacht nicht heim, so daß des Grafen Dienstleute auf dem Felsen eine Hütte für ihn bauten und ihn darin mit aller Notdurft versahen. Nun stieg er gar nicht mehr ins Tal hinab und saß stumm und einsam vor der Klause, vom frühen Morgen, wenn die ersten Sonnenstrahlen von Osten her über den Drachenfels schossen, bis zum letzten Abendleuchten auf den Höhen, wenn Strom und Insel schon im Dunkel schwammen. Man weiß nicht, was er in dieser langen Stille zu Gott und zu sich selber sprach; aber niemals dachte er daran, eine Botschaft von seiner Rettung an Hildegard zu senden, weil er ihre Ruhe in Gott nicht stören wollte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das war der einzige Wunsch, der sich in seinem Herzen regte: daß der Tod, der alle Banden löst, sie endlich einen möge.

Gott hat ihm, nach langem Leid und Harren, diesen Wunsch erfüllt. Zwei Jahre nach seiner Heimkehr, als Busch und Tal vom Schlag der Finken klangen, ward drüben im Klostergarten ein frisches Grab geschaufelt, und beim Klang des Glöckleins und feierlichem Gesang senkten sie den Leib einer jungen Nonne hinab: es war Hildegard. Und obgleich kein Bote dem Einsamen auf der Warte die Kunde sagte, wußte er doch, daß seine letzte Bitte nun erfüllt war. Sein Herz, das in der Jugend in ungestümer Kraft geschlagen und nun schon längst in sanftem Schlage ging, stand still, und die befreite Seele flog hinauf zu der Geliebten in die ewige Welt der Seligkeit. Die Diener des Grafen, die am Tage heraufgestiegen waren, fanden den Toten vor der Tür der Hütte auf der Moosbank sitzen, sein Auge war erloschen, das Angesicht dem Kloster zugekehrt, die Hände lagen, wie zum Gebet, in seinem Schoß.

Lüfthildis

Als einmal Karl der Große im Kottenforst bei der Burg Tomberg jagte, verfolgten seine Rüden einen starken Hirsch, und ehe sie ihn recht packen und stellen mochten, war der Jäger schon vom Roß und drang mit dem kurzen Jagdspieß auf das Wild ein, um seinen treuen Tieren zu helfen; denn der ergrimmte Hirsch setzte ihnen hart zu. Dabei kam er ihm so nahe, daß er einen Stoß empfing und eine Spitze des Gehörns ihm in den Schenkel drang. Die Wunde war nicht eben tief, aber das Blut floß stark, daß er die Jagd abblasen ließ und auf die Burg ritt. Kein Kraut noch Kunst mochte helfen, den Strom des Blutes zu stillen, der Kaiser lag bleich auf dem Lager, und die Getreuen umstanden ihn voll tiefer Sorge.

Da sprach der graue Vogt vom Tomberg: „Eh wir den Herrn verbluten ließen, sollten wir in den Wald zu Lüfthildis senden, daß sie kommt und die Wunde mit ihrer Spindel berührt. Denn hier glaubt jedermann, daß ihre Spindel alles Siechtum heile." Lüfthildis war eine junge Magd, die sich und ihre alte Mutter mit Spinnen ernährte und von ihrem kargen Lohn dazu noch manchem Armen Gutes tat. Lüfthildis ward gerufen, und da sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Kaisers Wunde mit der Spindel berührte, hörte das Blut zu fließen auf, und die Wunde schloß vor aller Augen.

Der Kaiser lächelte seiner Heilerin freundlich zu und sprach: „Mägdlein, deine reine Hand hat mehr vermocht, als die Kunst des Arztes. Und weil ich dir Heilung verdanke, soll dir meine Huld nicht fehlen. Bitte von mir, was du willst." Da sagte die Jungfrau: „Herr, es sind hier im Lande viele Kranke und Bresthafte, die der Pflege entbehren. Drum wollte ich seit langem, daß ein Kloster und Spital für sie gebaut werde; aber ich habe weder Land noch Geld zum Bauen." Sprach Kaiser Karl: „Ich fühle, daß ich jetzt einen guten Schlaf tun werde; so nütze die Zeit; denn was du, bis ich aufwache, mit deiner Spindel umfahren kannst, das schenke ich in deine wohltätige Hand."

Froh des kaiserlichen Wortes, ging die Jungfrau hinaus, sie knüpfte den Faden um die Spindel, saß zu Roß und ritt um Feld, Wald und Wiese, indes die Spindel hinter dem Roß hertanzte und überall dem Boden eine Spur einritzte. So umzog sie den weiten Hang des Berges und ritt zurück in die Burg, ehe Karl aus seinem Schlaf erwachte.

Der Kaiser festete ihr die Schenkung mit Brief und Ring, und bald nachher ward das Kloster und Spital errichtet, und die Magd Lüfthildis waltete darin viele Jahre, den Armen und Kranken wie dem ganzen Land zum Trost und Segen. Das Dörflein, in dem das Kloster stand, das nun längst zerstört ist, wird noch heute Lüftelberg geheißen.

Das Münster zu Aachen

Das Münster, das Kaiser Karl zu Ehren Unser lieben Frauen hatte errichten lassen, war nicht eben groß, und wenn ein neuer Kaiser gekrönt wurde und das Volk aus den Städten und vom Lande zu dem Fest drängte, mußten Tausende vor der Kirche stehen. Da beschlossen die Ratsherren der guten Stadt zu Aachen, ein mächtiges Langschiff mit Türmen an den ehrwürdigen Kaiserdom zu stiften. Jahre hindurch wurde eifrig an dem Werk gebaut, bis Krieg und Krankheit Unruhe und Armut ins deutsche Land brachten, daß wenig Pilger kamen und die Opferkästen leer blieben. Da steuerten zwar die Bürger von dem Ihren, so viel sie mochten, aber das wollte nicht reichen, um die Hunderte von Steinmetzen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Fuhrleuten zu löhnen, die das Werk erforderte. Traurigen Muts saßen die Schöffen und Herren um den Bürgermeister und fragten sich, wie sie zu Gelde kämen, um das gottgefällige Werk weiterzuführen; denn schon lange stockte der Bau und fing an zu verfallen.

Da stand mit einmal der Böse vor dem Stuhl des Bürgermeisters, lächelte unter seinen roten Augen und sagte, er wisse das Geld schon zu schaffen und wolle es nicht fehlen lassen, so man ihm vergönne, die Seele dessen, der als Erster in die neue Kirche ginge, mit in sein höllisches Reich zu führen. Die Aachener Ratsherren mochten wohl so viel Kundschaft vom Teufel haben, daß sie vor dem Vertrag nicht schreckten und also mit ihm einig wurden.

Des andern Tags waren die Kästen strichvoll guter Münze und wurden nicht leer, bis nach Tag und Jahr das Münster fertig stand. Aber es war von dem höllischen Pakt doch etwas ruchbar im Volk geworden, so daß die Herren vom Rat wohl fürchten konnten, es möchte am Kirchweihtag, wenn die Glocken riefen, niemand sich getrauen, als Erster in die Kirche zu treten, um mit dem Bösen zu fahren.

Darum sandten sie ihre Knechte in den Wald, daß sie einen starken Wolf fingen und im Käfig nach Aachen führten. Und als am Festtag die Münsterglocken feierlich anhuben und die ehernen Pforten weit geöffnet wurden, trugen Ratsknechte den Käfig vor das Tor, öffneten die Klappe und trieben das verdutzte Tier mit Stangen gegen das Kirchentor. Es rannte nicht schlecht, und als der Böse, der hinter einem Pfeiler lauerte, die harten Tritte der Knechte hörte, fuhr es wie ein roter Blitz aus dem Dunkel und auf den Schatten los, der durch die Halle huschte. Satan, der sein Wild wohl zu fassen weiß, griff an, was in seine Krallen lief, und griff dem Wolfe so ans Herz, daß er einen Schrei ließ, wie nur ein Wolf ihn tun kann. Der Böse merkte den Betrug gleich am falschen Ton, fährt im Grimm aus der Halle und wirft hinter sich das Tor ins Schloß, daß die Gewölbe zittern und dröhnen und der eherne Flügel einen Sprung bekam, als sei er nur aus dürrem Holze. Und so ungestüm hatte der Teufel seine Hand von dem zierlich gewundenen Schloßgriff gezuckt, daß ihm die Daumenkralle abriß und im Gewinde hangen blieb. Da hängt sie heute noch, wie auch der Spalt im Erz jetzt noch zu schauen ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und binnen Tores, in Erz gegossen, eines Wolfs Gestalt mit einer Öffnung in der Brust, welches Bildwerk der Rat zu Aachen zum ewigen Gedächtnis dieser Geschichte hat gießen lassen.

Die Pferdeköpfe am Neumarkt

Ein reicher Kaufmann zu Köln, Herr von Adocht geheißen, war nach langen Reisen in der Fremde heimgekehrt und hatte eine schöne, sanfte Frau als sein Ehgemahl ins Haus gebracht. Sie lebten noch nicht lange miteinander in ihrem stillen Glück, als der Schwarze Tod in die Stadt getragen wurde und bald dermaßen wütete, daß die Menschen täglich zu Hunderten starben. Wer eben noch gesund aus dem Hause ging, fühlte sich auf der Gasse von dem Würger angefallen, daß seine Füße ihn nicht mehr tragen wollten und er an den Häusern niedersank. Da wich jeder, der sich noch gesund fühlte, auch vor dem liebsten Freunde aus dem Weg, weil er den Keim des Todes bei sich tragen konnte. Doch keine dichtverschlossene Tür hielt den Pesthauch, der von den Leichen in den Straßen kam, aus den Häusern: an einem Morgen fühlte Richmut, des reichen Kaufherrn Ehgemahl, sich von der Seuche angegriffen und lag am Mittag schon bleich und leblos in dem Sarge, den der Zimmermaann mit seinem Knecht ins Haus getragen hatte. Ihr Eheherr war stumm in seinem Schmerz und wußte nicht, was er der toten Liebsten zum letzten Abschied tun sollte; da nahm er aus ihrer Truhe das feine Goldgehenk, das sie am Hochzeitstag getragen, und hängte es um ihren Hals, bevor der Werkmann den Sarg verschloß. Noch vor dem Abend trug ihn dann der Herr mit seinen Knechten auf den Friedhof, der nicht weit vom Hause lag, sie senkten ihn hinab in die gewölbte Gruft und gingen traurig heim.

Dem Zimmermann lag das Gold im Sinne, das die Begrabene an ihrem Halse trug. Er kam um Mitternacht mit einer Leuchte in die Gruft, schraubte den Sarg auf und schob den Deckel auf. Als er sich über die Tote beugte, um ihr den Schmuck zu nehmen, sah er ihre blasse Hand sich regen und an den Sargrand greifen. Da fuhr der Schreck ihm so ins Herz, daß er aufsprang und den grauenvollen Ort in eiligem Lauf verließ. Der Sargdeckel polterte auf die Steine; davon erwachte die Frau völlig zum Bewußtsein, richtete sich langsam auf und sah im Schein der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leuchte, wo sie war und was mit ihr geschah. Sie machte sich aus dem Sarge los, nahm die Leuchte auf, stieg mit großer Mühe aus der Gruft und ging durch die wohlbekannten Gassen nach dem Neumarkt, ihrem Hause zu; da pochte sie ans Tor. Der Torknecht kam und schaute durch die Stäbe auf die Straße, erkannte auch die Herrin wohl an Stimme und Gestalt; in seinem stumpfen Geiste aber glaubte er, sie sei ein Gespenst, weshalb er das Tor aufzuschließen sich nicht traute. Doch lief er zu dem Herrn hinauf, der noch, seit er in das Haus getreten war, an seiner Frauen Lager saß und vor sich hin trauerte. Der Knecht rief ihm, daß unten am Tor die Frau stehe und hinein begehre. Und obgleich im selben Augenblick ihr Klopfen deutlich durch das Haus zu hören war, schüttelte der Herr von Adocht in seiner Schmerzbefangenheit das Haupt und sagte: „Eher ist es möglich, daß meine Schimmel die Stiege auf zum Söller laufen."

Kaum war das Wort gesprochen, da dröhnte es von unter her, doch nicht von dem Klopfer am Tor, sondern von schweren Tritten durch den Flur und die Treppe hinauf. Und deutlich klangen Rosseshufe an des Herrn Gemach vorbei und auf den Eichenbohlen der Söllertreppe. Da war es dem Herrn von Adocht, als wache er aus tiefem Schlafe auf; schneller als der Knecht ihm folgen mochte, lief er zum Tor hinab, wo der Klopfer noch leise klang, stieß den Riegel fort und das Türlein auf: da stand seine liebe Frau im Totenkleide und schauerte vor Kälte in der Nachtluft. Er hob sie auf und trug sie an seinem Herzen, das vor Freude mächtig pochte, hinauf, wo sie in zarter Pflege bald erwarmte und zu Kräften kam.

Die Schimmel aber standen oben am Söllerfenster und schauten auf die Straße hinab, als die Knechte nachgestiegen kamen. Man mochte sie durch keine Kunst bewegen, daß sie die Treppe wieder hinabgingen, und am andern Tage mußten Zimmerleute ein Gerüst vor dem Haus aufrichten, an dem man sie mit Mühe hinabließ. Frau Richmut lebte nachdem noch viele Jahre und war seit jener Nacht im Sarge stiller noch als vordem. Ihr Gemahl ließ, zum Gedächtnis des großen Wunders, das in seinem Haus geschah, aus Holz zwei Pferdeköpfe schnitzen und in das Söllerfenster setzen, aus dem sie noch heutigestags auf die Straße schauen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Quadersteine der heiligen Apostel

Als Jost vom Bühl, ein reicher Kaufherr in der Stadt zu Köln, an einem langen Winterabend bei dem Kachelofen in der braungetünchten Stube saß und in dem großen Buche, das ihm ein Freund aus Frankfurt kürzlich zugesandt, die schönen holzgeschnitzten Bilder zu betrachten anhub, blieb sein Auge gleich gefesselt auf dem ersten Bilde hängen. Es war gezeichnet zu der Legende des Himmelsfürsten Sankt Michael und zeigte den heiligen Erzengel, wie er, zornigen Angesichts und das Schwert in der Hand, daherstürmt und den zweiköpfigen Drachen des Hochmuts und des Geizes unter den gepanzerten Fuß tritt. Aber in der Linken erhebt er die Wage des Gerichts, in deren einer Schale die nackte Seele des Gerichteten die Hände flehend aufhebt, indes um die andere, die eitles Gold bis zum Rande füllt, der Drache seine Klauen schlägt, um sie hinabzureißen.

Da unser Kaufherr das rote Gold vor seinen Augen gleißen sah, das Satanas wohl reizen mochte, die arme Seele vor dem Himmelstor noch in den Abgrund der Hölle zu zwingen, dachte er an die wohlgefüllte Eichentruhe hinter seinem Rücken, die an blankgeschlagenen Gulden wohl ein Hundertfaches von dem enthielt, was die arme Seele da vor seinen Augen in Gefahr des ewigen Todes brachte. So war es denn für seine Gedanken kein weiter Weg, sich auszumalen, was mit seiner armen Seele im Gericht geschehen werde, wenn sie von der Wucht des ungerechten Mammons in der andern Schale emporgerissen werde, nur um dann rasch und unabwendbar dem Teufel in den Rachen zu stürzen. Denn seiner guten Werke, das wußte Jost vom Bühl nur zu gewiß, waren wenig, und sie wogen gar zu leicht, daß er darüber seiner Ungerechtigkeit, die ihn seit vielen Jahren angetrieben, ein viel zu leichtes Korngewicht gegen viel zu hohen Preis den Bäckern zu verkaufen, hätte vergessen können. Und niemals hatte er von einem ungemessenen Gewinn den Hunger der Armen gespeist und ihre Nacktheit gekleidet, daß er sich hätte sagen können, er habe sich mit seinem Reichtum eine Leiter in den Himmel aufgerichtet.

Der Schauer fuhr ihm durch den Leib, daß er es ganz vergaß, noch weiter in dem dicken Band nach Bildern umzuschlagen. Denn sein Gedenken ging auf einem andern Weg und suchte wohl

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach schweren Dingen, die er zu seiner armen Seele in die Schale füge, damit es dem Bösen nicht gelingen möge, die Schale seiner Schuld und damit ihn selber zu sich hinabzuzwingen. Er trug auch noch an diesem Denken, als er, nach einer schlecht verschlafnen Nacht, am andern Morgen nach dem Rhein hinabging, weil er an diesem Tag ein Schiff mit Korn erwartete. Als er nun so am Ufer stand, fiel sein Blick auf einen breiten Kahn, der mit einer Last von schwarzen Quadersteinen von Linz den Rhein heraufgekommen sein mochte und eben an den Ringen festgetaut wurde. Ein starker Mann, so deuchte ihm, möchte einen dieser Blöcke kaum bewegen, und dem Bösen in Person wär es wohl kaum so leichtes Werk, die ganze Last, die in dem Schiffe lag, mit seinen Klauen schwebend zu erhalten. Fänd er nur einen, der ihm wohlgewogen und von solchen Kräften wäre, daß er die ganze Wucht zu seiner armen Seele in die Schale hebe! Sein Gold sei ihm dann nicht zu schade.

Noch ungewiß, wie sich das Rätsel lösen werde, trat er zu dem Schiffsmann und handelte mit ihm um die Last, ward auch um einen guten Preis mit dem Manne einig. Dann rief er seinen Fuhrleuten, die täglich mit Gespann zum Rheine kamen, und gebot ihnen, die ganze Steinlast ungesäumt nach Sankt Aposteln Klosterhof zu fahren und an der Mauer aufzuschichten. Dann ging er heim, dem Schiffsmann seine Fracht zu zahlen, und während er die blanken Gulden auf den harten Eichentisch zählte, fühlte er mit jedem Stück die Last auf seiner Seele leichter werden. Nach ein paar Tagen, als er dachte, die Fuhrleute wären mit ihrem Werk so weit, ging er mit einer gutgespickten Geldkatze zum Sankt Apostelkloster, und als er eben dabei war, seine Füchse auszuzahlen, kamen über den Hof etliche Stiftsherren dazu und fragten, was denn die ganze Sache meine. Sie dächten wohl daran, im andern Jahr ein gutes Stück zu bauen, aber Steine hätten sie noch nicht bestellt, weil ihre Kassen leer seien. „Die Steine ließ ich euch für meine Rechnung fahren", sprach Jost vom Bühl, „und schenk sie euch in der Zwölfboten Ehre, so ihr mir sagen könnt, ob die hohen Himmelsfürsten wohl solche Quader heben mögen." „Wie möchten sie das nicht und noch viel Schwereres", sprach einer der Herren, „sieht man sie doch gar mancherorts auf den Altären stehen, da sie ganze Kirchen auf ihren heiligen Händen tragen." Dem Kaufherrn gefiel die Ant-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wort aus der Maßen wohl. „Wenn es dem Kapitel zu den Aposteln beim neuen Bau an anderen noch als an solchen Steinen fehlen sollte", sprach er beim Abschied, „so denkt an Jost vom Bühl, „er will sein Gold nicht sparen, wenn es der Himmelsfürsten Ehre gilt."

Er ging zufrieden heim und kam in naher Zeit noch oft dazu, aus seiner festen Truhe gutes Gold zu nehmen und es in solche Hände zu geben, die es zu Gottes Ehr und auch der Armen Not zu lindern wohl gebrauchen konnten. Und fand, je länger desto mehr, einen Herzensfrieden dabei, nicht seinen Schatz zu mehren, sondern allerorts Gutes zu tun.

Die Eichelsaat

Wenn der Abt von Dünnwald seine mageren Klosteräcker sah, mußte er jedesmal nach Schlebusch hinüberschauen, wo vor dem Wildforst des Junkers ein breiter Streifen fetten Ackerbodens längs des Klostergutes lag. Da stand das Korn so dicht und straff wie ein Wald von Schäften, und immer gings dem Herrn durch den Sinn, um wieviel besser es um ihre Wirtschaft stünde, wenn die Klostergäule Pflug und Erntewagen über den Grenzrain ziehen könnten, auch brauchten dann die Schlebuscher Bauern nicht mehr auf schlechten Wegen durch den Forst zu fuhrwerken.

So lang und herzhaft trug der Abt an seinem Wunsch, bis im Kloster Dünnwald ein Streifen altes Pergament gefunden wurde, auf dem der alte Ahn*) des Junkers von Schlebusch den Streifen Acker zwischen Forst und Klostergut auf ewige Zeit dem Kloster stiftete „zur Ehre Gottes und zu seiner Seele Frieden". Da ließ der Abt auch gleich den Junker rufen, wies ihm das Blatt mit Schrift und Siegel, las ihm die Worte vor und tat verwundert, daß dieser Schenkbrief jetzt, nach hundert Jahren, im Buche eines alten Heiden — und namst den Meister Aristotiles — gefunden worden sei. Und sagte weiter, mit einem schlauen Lächeln um die Augen, der Junker würde gern, um seiner eignen Seele Heil, den Willen seines Vorfahrs achten, so wolle er, als des Klosters Abt, es auf sich nehmen bei den Herren zu Köln, daß die Pacht von hundert Jahren, die er von

*) Urgroßvater.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Rechtes wegen dem Kloster schuldig sei, nicht eingefordert werden sollte.

Der Junker griff an seinen dicken Kopf und war noch tiefer als der Abt verwundert, daß er um solch ein Blättchen braunen Pergaments des besten Ackers sollte ledig werden. Begriff auch nicht, daß schon vor hundert Jahren ein Schlebuscher mit Pergament und Schreibkiel sollte hantiert haben, da sie, wie er, allein mit dem Pürschrohr und der Saufeder umgegangen, wie denn auf seiner Burg wohl altes Rüstzeug und Gewaffen, doch nichts Geschriebenes verwahrt sei. Darum sprach er zum Abt, er sei von Kindesbeinen her gezogen, Gott und den Herren das Ihrige zu geben und zu lassen, doch auch das eigne kleine Gut und Erbe nach Kräften festzuhalten. Er dächte nicht daran, um dieses Blättchens willen, auf dem er nur die buntgemalten Schnörkel sehe, gleich seinen besten Acker aufzugeben.

Der Abt darauf: „Ich hab Euch rufen lassen, guter Nachbar, um Euch den Handel vor Gericht und obendrein die Schand und Schaden zu sparen. Auch hab ich mit den Herren zu Köln von dem Vermächtnis schon gesprochen und mir da sagen lassen, dies sei ein Fall fürs geistliche Gericht, und wer der Kirche Zehnten und Vermächtnis vorenthalte, der falle in den Bann und öffentliche Buße. Ihr möchtet doch, denk ich, für ein paar Hufen Acker Euch nicht vor Euern Bauern aus der Kirche weisen lassen!"

Dem Junker hämmerte das Blut in den Schläfen, doch gab er sich so leicht nicht auf und fragte, ob es denn gar so eilig täte, daß er jetzt, just vor dem Roggenschnitt, den Abstand tun müsse. Der Abt sagte gütig: „Da unser Kloster hundert Jahr zu spät zu seinem Recht kommt, soll's sich um einen Herbst nicht stechen. Darüber wollen wir, als gute Freunde, nach der Ernte einig werden."

Was ihm der Abt vom Bann und geistlichen Gericht gesagt, das ließ dem Junker wenig Hoffnung, sein Gut mit einem Richterspruch den Mönchen aus dem Schlund zu halten. Die kannten solche Schliche besser als sein gerader Bauernkopf. Noch diese Ernte wollte der Abt ihm lassen, vielleicht, wenn er ihn bäte, die nächste noch dazu — dann hieß es scheiden. Sein Rößlein, das des Herrn Faust am Zügel mißte, stolperte auf dem zerfahrnen Waldweg, daß der Reiter einen Stoß im Kreuz verspürte. Da fuhr er aus seinem Sinnen auf und sah, daß er im Augenblick

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

längs seines Pflanzkamps ritt, wo ein paar Leute Eichenkeimlinge verstopften. Da schoß ihm, wie ein Blitz, der Gedanke durch den Sinn: Wenn die tragen, dann tut dem Abt und mir kein Zahn mehr weh!

Er zeigte nach der Ernte keine Eile, mit dem Abt zu reden, und ließ erst satteln, als der Klosterbote zum andernmal auf die Burg kam und sagte, Hochwürden müßten morgen nach Köln reiten vors geistliche Gericht. Dem Abt, der ihn fast überfreundlich empfing, weil er beim Eintritt auf den Klosterhof den Bauernkopf nicht wie sonsten steif im Nacken trug, sagte er, fast im Ton ergebner Bitte, die ewige Ruhe seines Vorfahrs sei ihm wert genug, sie mit dem besten Acker zu bezahlen, doch möchte ihm das Kloster nach dieser Ernte noch die zweite und letzte vergönnen. Der Abt, der des Junkers harten Schädel kannte und sich unverhofft so nah am Ziele sah, auch mit dem Pergament vielleicht nicht sichern Herzens vor die Herren zu Köln getreten wäre, ging mit Freuden auf die Bitte ein. Sie gaben sich den Handschlag, und ein Bruder kam, der schrieb den Handel auf ein schönes Pergament, der Abt tat Unterschrift und Siegel drunter, worauf der Junker, vergnügt wie ein Kind, dem die Strafe geschenkt ist, aus dem Kloster ritt.

Der Winter kam und ging nach Frost und Schnee und guter Jagd, doch auf dem Grenzacker sah man nicht Pflug noch Egge ziehen, und als nach Monden der Klosterbote bei dem Junker fragte, ob er die Saat vergessen habe, sprach der mit hartem Lachen: „Sag dem Abt, die Saat liegt wohl, er möge sein Gebet darüber sprechen, daß er und ich die Ernte mit Gesundheit erleben." Der Antwort mochte der Abt sich wohl verwundern, und wenn er aus dem Fenster nach dem Rain hin schaute, sah er vor dem Waldrand nichts als rauhe Brache, aus der hie und da ein Büschlein Gras oder Unkraut grünte. Doch als zur Gottestracht, zu der die Dünnwalder Mönche den Fronleichnam Unsers Herrn auch dem Schlebuscher übern Acker tragen mußten, als rings das Korn schon vor der Reife stand, der Abt mit seinen Brüdern Muße fand, die späte Saat von naheher zu sehen: da standen zwischen Schollen und Unkrautbüscheln in Reihen breit und weit fein zarte Blättchen aus der Erde mit einem rötlich-braunen Schein und, wie ein Mädchenhemd, am Rande kraus gezackt: Eichelsaat die wächset träg und zeitigt kaum in fünfzig Jahren.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Am andern Tag schon sah der Junker, der im Burghof ein junges Springpferd an der Leine prüfte, den Herrn Abt in Person durchs Tor reiten. Sie grüßten sich, der Junker froh und etwas derb, nach Jägerart, der Abt mit einem bittersüßen Lächeln, weil er im Augenblick nicht sicher war, ob der Junker ihn mit der Eichelsaat bloß hatte foppen wollen. Als sie im Saal sich mit dem ersten Trunk Bescheid getan, fing der Abt zu reden an: „Was unsern Handel angeht, Nachbar, so scheint mir doch, daß Ihr die Eicheln Euch selbst zum Schaden legtet. Und wenn wir im Herbste pflügen, sparen wir an Dünger, und Ihr habt Arbeit ohne Ernte." „Wie sollte das?" fuhr der Junker auf, „sie sollen mir, nach unserm Pakt, erst Ernte tragen; und bis die zeitig wird, denk ich im jungen Wald noch manchen Bock zu strecken und manche Fuhre Lohe und Schälholz herauszufahren. Habt Ihr das Pergament von meinem Ahn, so ich das Eure; das ist mir gut und sicher, auch vor den Herren zu Köln."

Der Abt sah ein, daß hier dem Kloster keine Aussicht als das Warten blieb. Drum ließ er von dem Ärger, daß ihn der Bauernwitz des Junkers trotz aller Feinheit ausgestochen hatte, sich nichts merken und ritt, nach gutem Trunk, zum Kloster heim, hielt auch dem Junker gute Nachbarschaft, wie vordem.

Indessen wuchsen aus den Keimlingen Reislein, die ihre Blätter über Kraut und Gräser hoben, nach Jahren ästen unter ihnen Has und Reh, knallte im Herbst das Jägerrohr und klafften die Hunde im Jungwald. Als aber die jungen Eichenkronen sich an den alten Wildforst schmiegten, fiel schon im Herbst das welke Laub auf beider Grab, die um den Grund gestritten hatten. Und als die Stämme borkig wurden und im Herbst die reifen Eicheln aus den Bechern sprangen, setzten die Franzosen den roten Hahn aufs Kloster Dünnwald und verbrannte mit dem Kloster auch des alten Junkers Pergament.

Starker Tobak

Vor gut hundert Jahren hauste am Birkhahnenberg bei Steinbüchel ein verwegener Bursch, der unter dem Namen Spiel-Käffer weithin bekannt war, weil er auf keiner Kirmeß und Hochzeit fehlte, wo er den Bauern zum Tanz aufgeigte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Einmal fuhr er nach Sonnenuntergang in seinem Wägelchen von daheim und wollte nach Siegburg zum Schützenfest. Gegen Mitternacht jagte er über die Idesfelder Hardt, wo es nicht geheuer sein soll. Aber Spiel-Käffer wußte von keiner Furcht, und zudem hielt er seine wohlgeladene Büchse zwischen den Knien.

Wie er so dahinjagt, scheuen ihm die Pferde und bäumen sich wild, und er sieht im Sternenlicht eine dunkle Gestalt in der Straße stehen. „Wer steht da im Weg?" rief der Unerschrockene. „Ich bin's," ruft der Dunkle, „ich muß noch vor Hahnenkraht nach Urbach und Troisdorf; du könntest mich wohl mitnehmen." „So geh aus dem Weg und steig auf den Hintersitz!" ruft der Bursch; und gleich verschwindet der Schatten da vorne, und hinten springt einer auf den Wagen.

Die Pferde, die sich vorher sträubten, rennen nun wie toll daher, der Wagen schwankt und schleudert, als müsse er im nächsten Augenblick umstürzen. Spiel-Käffer mag mit aller Kraft sich in die Zügel legen: die Tiere sind nicht zu halten, bis er einen gewaltigen Fluch schreit, da traben sie gleich gemachsam daher; und der Schwarze auf dem Hintersitz beginnt ein Fragespiel mit seinem Fuhrmann: „Was schwingst du da in deiner Rechten?" „Das ist mein Weihwedel," sagt der Spielmann, „damit geb ich den Segen über Mensch und Vieh, und wen's trifft, dem bekommt es wohl." „Und was steckt in dem Sack, der da vor deinen Füßen liegt?" „Das ist ein wunderbares Kreuz," sagt der Spielmann, „wenn ich das an den Hals setze und spiele drauf mit den Fingern, müssen die bösen Geister fliehen." „Aber was willst du mit dem Rohr, das du da zwischen den Knien hältst?" „Das ist nur meine Tobakpfeife."

„Tobak?" sagte der Schwarze, „davon habe ich wohl reden hören; aber wie's zugeht, daß einer Feuer und Rauch schlucken kann, das versuchte ich noch nie. Ich bin neugierig, wie das zugehen könnte; denn ich weiß doch von meinem Geschäft, was es mit Feuer und Rauch auf sich hat."

Spiel-Käffer hatte unterdes wohl gemerkt, was für einen Fahrgast er geladen hatte, er dachte, dem Schwarzen einen Possen zu spielen und sagte: „Hast du Lust, so kannst du gleich versuchen, wie das schmeckt. Nimm nur das Rohr in den Mund; ich will dir Feuer schlagen." Der Schwarze schlug die Zähne um die Mündung, und Spiel-Käffer drückte los. Der Schuß donnerte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

über die Heide, aus dem Rohr fuhren Feuer und Rauch dem Schwarzen in den Rachen, er sprang mit einem gewaltigen Riesen vom Sitz auf, gurgelte ein paarmal, bis er die Kugel aus dem Halse hatte, und spie sie fort. „Pfui!" sagte er, „hast du einen starken Tobak! Bist übrigens ein Kerl, mit dem man sich vorsehen muß; ich dachte, dir das Herz in die Hose zu jagen, sehe aber, daß es dir fest auf dem rechten Fleck sitzt. Fahr zu! Ich will dich ungeschoren lassen." Damit sprang er vom Wagen und verschwand. Die Pferde taten noch einen großen Satz und fielen in einen gemächlichen Trab, so daß Spiel-Käffer die Büchse wieder laden konnte, und er noch lange schmunzelte über den Schrecken, den er dem Schwarzen eingeblasen hatte.

Das Gottesurteil zu Burg

An der Südseite des Berges, auf dem Schloß Burg an der Wupper sich erhebt, liegt ein Hang von nackten Felsen, der von der Burgmauer bis zum Fluß hinabreicht.

Davon erzählt die Sage, daß einmal der Graf unter der Linde an der Burgmauer mit den Schöffen im Gericht saß, um Klagen zu hören und Urteil zu sprechen. Da trat in den Ring Herr Engelbrecht von Boldenberg und sprach die Klage gegen den Schöffen Gerhard von Steinbach, der mit dem Grafen im Gerichte saß: daß er im Schwelmer Wald den Ritter Gerlach von Scherven meuchlings angerannt und erschlagen habe, weshalb er wegen Friedbruch und Mord alles Rechtes ledig und in die Acht zu sprechen sei. Solcher Klage mochte der Ritter von Steinbach wohl widersprechen und auf Ritterwort erklären, daß er den von Scherven zwar erschlagen habe, aber nicht in feigem Mord, sondern in ritterlichem Zweikampf: das half ihm nicht; denn also war das Recht in jener Zeit, daß das Zeugnis des Angeklagten kein Gewicht hatte, wenn der Kläger Zeugen in den Ring stellte, die ihre Hand zum Eide boten und schwuren, daß der Kläger ein rechtlicher Mann sei und sie nicht glaubten, daß er löge. So traten hier zwölf Eideshelfer neben Engelbrecht von Boldenberg in den Ring und schwuren für ihn. Weshalb die Schöffen keinen andern Spruch fällen konnten, als daß Gerhard von Steinbach des Mordes und Verrates schuldig sei und der Graf als Richter dieses Urteil sprach: er sei um solcher Meintat willen aller Ehren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Besitzes ledig, in der Acht und vogelfrei, daß jeder aus des Erschlagenen Sippe ihn straflos töten möge, wo er ihn treffe.

Gerhard von Steinbach war unschuldig des Frevels, dessen man ihn zieh, und im guten Glauben seiner Unschuld griff er nach Schild und Speer, sprang auf sein Roß und rief dem Ritter Engelbrecht, wolle er seine Klage stützen, so möge er in ritterlichem Kampf sein Wort beweisen. Aber Engelbrecht antwortete ihm, daß Gerhard, als ein Geächteter, alles ritterlichen Rechtes verlustig sei, und er darum den Zweikampf weigere. Da rief Herr Gerhard in großem Zorn und Schmerz: „Bleibt mir denn kein ander Mittel, euch meine Unschuld zu beweisen, so rufe ich den höchsten Gott zum Zeugen an."

Und warf sein Roß gegen den Abgrund, stieß es gewaltig mit den Sporen, daß es mit einem wilden Satz — nicht anders, als wolle es den Himmel stürmen — von dem Felsen sprang und dann senkrecht in die Tiefe fuhr. Entsetzt sprangen Schöffen und Zeugen auf und liefen an den Rand der Klippe, und da sie in die Tiefe schauten und nichts anderes erwarteten, als daß sie Roß und Ritter unten zerschmettert liegen sähen, da tauchte Gerhards Roß aus der Flut der Wupper auf, und der Ritter reckte sich in den Bügeln und schwenkte Schild und Speer zornig gegen die Burg. Und während noch die Steine, die der jähe Sprung von der Klippe losbrach, unten in das Wasser polterten, hörten sie aus dem Tal eine Stimme rufen: „Für ewige Zeiten soll nicht sprießen Blatt noch Halm auf dem Pfade, der ein Todespfad geworden wäre, wenn nicht Gottes Huld die Unschuld schirmte."

Der Teufel in der Hosentasche

Wo die Sülz am Fuß des Lüderich vorbeiströmt, lagen einmal zwei Bauernhöfe, der eine hüben, der andere drüben, und da war die Wirtschaft sehr verschieden: drüben waren die Kühe noch magerer als die Acker, die Dächer und Zäune verfallen, und der Bauer ging mit einem Gesicht umher, als fühle er den Strick schon um den Hals. Aber auch der andere schaute nicht vergnüglich aus den Augen, obgleich seine Kühe wohlgenährt auf fetten Weiden gingen und die neuen Scheuern in jedem Herbst den Erntesegen kaum faßten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Da geschah es an einem Märztage, als es Zeit zum Säen war, daß der Arme über den Steg in den Hof des Reichen trat und ihn für Gottes Lohn um ein paar Scheffel Saatgut ansprach, die wollte er ihm nach der Ernte wiederbringen. Und klagte weidlich, daß es in seiner Wirtschaft nicht gedeihen wolle, obgleich er es, mit seinem Weib und Buben, an Fleiß und Arbeit nicht fehlen ließe und sie von nichts Besserm als von hartem Brot und magerm Käse lebten. Da sprach der Nachbar: „Ein paar Scheffel Saatkorn, die du im Herbst wiedergeben mußt, bringen dich nicht aus dem Sumpf, und die fleißigste Arbeit tut es auch nicht, wenn das Glück einem den Rücken zeigt. Es dauert mich schon lange, deine Not anzusehen, und ich wollte dir schon mit einem andern Mittel helfen, das mir selber gut gedient hat, wenn ich wüßte, ob du schweigen könntest vor jedermann, auch vor deinem Weibe." Da sprach der Arme: „Meines Schweigens magst du sicher sein und meines Danks dazu."

Da ging der Bauer in die Kammer und holte vom Boden seiner Truhe ein Päckchen, das rollte er auf, und da war es eine garstige, verschabte Lederhose, wie die Bauern sie dazumal trugen, und der man ansah, daß sie zum Tragen nicht mehr taugte. Die reichte er dem Nachbarn mit der einen Hand dar und hielt ihm mit der andern einen neuen Taler vors Gesicht, indem er sagte: „Diese zwei gehören zusammen; steckst du den Taler in den linken Hosensack, so magst du morgen zwei herausziehen und übermorgen vier; denn es ist eine Heckhose, und sie hat mir so wohl gedient, daß ich sie seit Jahren nicht mehr nötig habe. Dir gönne ich sie gern; aber hüte dich, in die rechte Tasche zu greifen."

Der Arme, der wohl von einem solchen Ding schon gehört haben mochte, aber doch nicht recht wußte, ob er der Gabe trauen durfte, rollte die Hose wieder zusammen, schob sie unter Kittel und Arm und ging heim, da steckte er sie unter den Bettsack. Am andern Morgen griff er in die Tasche und zog zwei blanke Taler heraus und gewann so einen festen Grund für seinen Glauben; der ward noch stärker, als es am dritten Tage vier und am vierten richtig acht Taler waren. Da ließ er sie in Ruhe so lang unter dem Bettsack liegen, bis er den harten Klumpen ordentlich unter seinen Rippen fühlte. Dann leerte er die Tasche aus, die bis zum Platzen voll war, und ließ nur einen Taler drin, damit sie ihm weiter hecke. Mit dem Gelde kaufte er Vieh und Gerät,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie er's bedurfte, und als die Ernte eingetan war, sah er, daß es ihm noch nie so wohlgeraten war und er es kaum nötig hatte, noch einmal in die Tasche zu greifen.

Doch mußte er sie wohl ausleeren, weil der Schatz sonst ins Ungeheure gewachsen wäre. Also zog er auch den letzten Taler heraus und warf das ausgeleerte Leder auf den Tisch. Da gab es einen hellen Klang auf dem Holz, als ob noch etwas Hartes in der Tasche sitze. Er griff hinein, aber sie war leer, und da war er neugierig, ob sonst etwas darin sitze, tastete in die rechte Tasche und griff an etwas Glattes, Kaltes, daß es ihm ordentlich im Arm zuckte. Er zog es heraus und sah ein flaches Fläschchen aus hellem Glas, das war am Stopfen zugesiegelt, und darin krabbelte ein unheimliches, schwarzes Tier, wie eine große Spinne gestaltet, doch mit einem so greulichen Kopf, daß er ihn nur anzusehen brauchte, um zu wissen, daß er den Bösen in Person vor Augen hatte.

In seinem Schrecken lief er gleich zum Pfarrer und beichtete ihm, was geschehen war; denn er wollte, auch nicht um den Preis von Gut und Reichtum, dem Teufel in die Krallen geraten. Der Pfarrer riet ihm, daß er die geschenkte Hose gleich dem Geber wiederbringe. Also rollte er sie zusammen und trug sie zu seinem Nachbar hinüber. Der lachte ihn aber tüchtig aus und sagte, er sei froh genug gewesen, den Unheimlichen los zu werden und würde seine Hose niemals zurücknehmen, und der andere werde sie wohl behalten müssen, bis ein Dritter sie gutwillig von ihm nehme. Anders müsse er sie bis an sein Ende behalten. Und da der Erste sich hartnäckig weigerte, sein Geschenk zurückzunehmen, legte der Zweite die Rolle auf den Tisch und ging hinaus. Als er auf den Steg trat, sah er einmal hinter sich, und schau: hinter ihm schwebte die alte Hose, und sie folgte ihm ins Haus, da mußte er sie wohl oder übel behalten.

Des andern Tags ging er wieder zum Pfarrer und klagte ihm seine Angst, daß er es daheim nimmer aushalten könne, so lange der Böse noch unter seinem Dache sei. Da nahm der Pfarrer ein großes, altes Buch aus seiner Truhe, schlug es auf und schrieb daraus einen Spruch auf ein handgroßes Blatt, das faltete er zusammen, sprach ein paar Worte darüber, die der Bauer nicht verstand, und reichte es ihm mit dem Rat, das möge er daheim zu dem Fläschchen in die Tasche stecken und abwarten, was geschähe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Daheim tat der Bauer, wie ihm geraten war, und kaum hatte er die Hose aus der Hand gelegt, da fing es darin zu zittern und zu knistern an, als werde sie aus allen Nähten gerissen; sie rollte sich auf und schwebte wie ein Blatt im Winde über dem Tisch und dann dem Fenster zu, das flog mit einem Krachen auf, als sei ein Sturmwind in die Stube gebrochen; und die Hose schwebte hinaus über den Hof und das Feld hin, der Gegend zu, wo der Hof des andern lag. Da schloß der Bauer das Fenster und war froh, daß er des unheimlichen Hausgeistes ledig war, hat auch seinen Nachbarn nie gefragt, ob er bei ihm wieder eingekehrt sei. So daß niemand weiß, was aus der Heckhose geworden ist.

Meister Grupello

Kurfürst Johann Wilhelm, Herzog zu Jülich, Cleve, Berg und Pfalzgraf bei dem Rhein, der auf dem Schloß zu Düsseldorf gar stattlich Hof hielt, hatte unter anderen Künstlern den Meister Grupello aus Italien berufen. Der war ein Bildhauer und Erzgießer und in diesen Künsten erfahrener und geschickter als sonst ein Meister seiner Zeit, dazu ein aufrechter Mann und treuer Diener seines Herrn, weshalb ihm dieser auch von Herzen zugetan war. So daß er mit den herzoglichen Ständen überein kam, zum Ruhm des Landes und des Fürsten auf dem Markt zu Düsseldorf ein Erzbild aufzurichten, das nirgendwo in deutschen wie in welschen Landen seinesgleichen haben sollte.

In der herzoglichen Reitbahn neben dem Rathaus wurde dem Meister seine Werkstatt hergerichtet, und derweil da drinnen seine Gesellen Öfen bauten und er selber die schweren Tonklumpen über einem Holzgestell zu eines Rosses und Reiters Gestalt zusammenknetete, ward alle Neugier der Herren vom Hofe und der Bürger strenglich ferngehalten, und auch der Fürst erfuhr von allem nichts, was da im Werke war, als daß ihm sein Schatzmeister allwöchentlich berichten durfte, was er dem fremden Hexenmeister an guten Gulden hatte zahlen müssen. Bis daß nach langem Warten der Tag gekommen war, an dem die dichte Wand von Brettern fallen sollte, hinter der mitten auf dem Markt das Bildwerk auf seinem Sockel aufrecht stand.

Das geschah denn auch im Beisein des ganzen Hofes und unter großem Zulauf aus der Bürgerschaft. Dem Fürsten, der ein guter,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

leutseliger Herr, doch in seinem Innersten nicht wenig eitel war — denn seine Diener hatten es an Lobreden für seine Macht und Weisheit niemals fehlen lassen —, schlug das Herz nicht eben ruhig, als unter den Axtschlägen der Gesellen die Planken niederpolterten und das blanke Erzwerk sich aus der Hülle schälte. Wie hätte es auch anders sein mögen, da er wohl wissen mochte, daß sein Andenken in der Gestalt, die ihm der Meister hier gegeben hatte, für alle Zeiten in die Zukunft reiten werde. Aber wie er ein um das andere Mal das Bild umschritten und genug betrachtet hatte, war er innerlich so zufrieden, daß er dem Meister zuschritt, der in Mütze und Schurzfell still zur Seite stand, und ihm mit frohem Lächeln beide Hände griff und sie kräftig schüttelte.

Ob den Herren seines Hofstaats das Meisterwerk auch so wohl gefiel, kann keiner sicher sagen; aber was ihnen übel ankam, das war, daß ihr Herr dem schlichten Mann im Schurzfell solchen Dank erwies. Und als der Kurfürst nun zu ihnen trat und in der Freude seines Herzens nach ihrem Urteil fragte, da lächelten sie etwas verlegen und fiel hier und da ein Wort und wieder eines: daß der Guß gar wohl gelungen und das Pferd vor allem als ein Meisterwerk bestehe. Doch sei zu schauen, daß der Gießer weder Kriegsmann noch ein Reiter sei, weshalb die Art, wie er des Herrn Bild im Sattel reiten ließe, bei jedem Kenner wenig Lob verdienen werde, zumal doch männiglich im Lande wisse, daß der gnädige Kurfürst in dieser adeligen Kunst nicht seinesgleichen habe.

Dem Fürsten fiel der Tadel wie ein bitterer Tropfen in die Freude, und da er sich im Augenblicke nicht zu sagen wußte, weshalb der Meister ihn so straff und steif zu Rosse sitzen ließ, trat er zu diesem hin und sagte ihm, wie ein Freund dem Freunde, seiner Herren Bedenken. Der Meister war lange genug an Fürstenhöfen gewesen, um zu wissen, daß er die Tadler nicht mit Worten werde schwichten können. So sprach er denn, daß alle hörten: „Euer Kurfürstlichen Gnaden Tadel muß ich, da ich mein Werk zum ersten Male recht vor Augen sehe, wohl gelten lassen. Die Figur sitzt nicht in allem so, wie Euer Gnaden zu reiten pflegen. Doch ist der Schade klein und leicht zu ändern, wenn Euere Stallmeister mir ihren Rat dazu nicht vorenthalten wollen." Worauf denn einer um den andern zu dem Meister trat, um ihm zu sagen, wo es fehle.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Als der Schwarm zurück ins Schloß gegangen war, hieß der Meister seine Gesellen, die Bretter wieder an die Pfosten nageln, und von der Stunde an hob sich drinnen wieder lautes Hämmern, Rasseln und Schaben, und dunkler Rauch wirbelte empor. Das ging so ein paar Wochen lang, bis der Meister seinem Herrn sagen ließ, daß er noch einmal käme und prüfe, ob das Werk nun seiner Gnaden würdig sei. So kam er denn mit all den feinen Herren in Seidenstrümpfen und gepuderten Perücken, und als sie um das kupferblanke Bildwerk standen, kam aus aller Munde das gemeine Lob von seiner Fürtrefflichkeit. Als nun jeder sein Sprüchlein gesagt hatte, trat der Meister mit der Kappe in der Hand vor seinen Herrn und Freund und sagte lächelnd: „Ich mag Euer Kurfürstliche Gnaden nicht betrügen, weshalb ich sagen muß, daß ich das Bild auch nicht in einer Linie ändern konnte, weil es gegossen ist und solch ein Guß nicht Feuer oder Hammer leidet. Doch wollte ich Euch zeigen, daß meine Tadler heute lobten, was sie neulich rügten. Nach hundert Jahren, wenn sie samt ihren losen Reden lange vergessen sind, wird man vor diesem Werk den Fürsten wie den Meister, Euern Diener, preisen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf